UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

7. Jahrgang, Heft 6 November/Dezember 1977

Die „ökumenische" Bibel

Abfall von der gesamtkirchlichen Tradition

Von Klaus Gamber

Voraussichtlich in zwei bis drei Jahren werden wir, wie Msgr. Prof. Dr. Otto Knoch, der Leiter der Kommission für die Einheitsübersetzung, angegekündigt hat, die „ökumenisch revidierte Endfassung" der vollständigen deutschen Ausgabe der Heiligen Schrift in Händen haben. Noch in diesem Jahr soll der revidierte Text des Neuen Testaments vorliegen. Diese Bibel wird sowohl in den neuen Liturgiebüchern der deutschsprachigen Katholiken als auch in der Schule sowie in den gemeinsamen Gottesdiensten mit den Protestanten Verwendung finden.

Es ist jedoch unklar, wie man von einer „ökumenischen" Übersetzung sprechen kann, nachdem im Auftrag der evangelischen Kirche der Text der Luther-Bibel von 1956 im vergangenen Jahr in einer Nachrevision erschienen ist. Dieser Text ist für die Verwendung im evangelischen Gottesdienst bestimmt, er ist jedoch nicht identisch mit der von Prof. Knoch und seinen Mitarbeitern erarbeiteten Fassung. Wir werden demnach auch in Zukunft im deutschen Sprachraum keinen einheitlichen Bibeltext für Katholiken und Protestanten haben.

Dabei wurde von katholischer Seite bei der Ausarbeitung dieser „ökumenischen" Fassung eine Reihe von Zugeständnissen an die Vorstellungen und die Tradition der Protestanten gemacht. Diese sind in ihrer Gesamtheit so weittragend, daß auch in dem Fall, daß die evangelische Kirche später einmal unsere neue Textgestalt übernehmen sollte, es sich nicht um eine ökumenische Bibel handeln kann. Einfach deshalb, weil sie im Widerspruch steht zur gesamten nichtprotestantischen Ökumene, nämlich zur orthodoxen Kirche des Ostens und zur römischen Kirche des Westens.

Bekanntlich hat Luther bei der Erstellung seiner Übersetzung der Heiligen Schrift, die sprachlich ohne Zweifel ein Meisterwerk darstellt, nicht nach dem lateinischen Text übersetzt, sondern auf den hebräischen bzw. griechischen Urtext zurückgegriffen, wie er ihm in damaligen Druckausgaben vorlag. Besonders einschneidend und trennend gegenüber der „alten Kirche" war der Gebrauch der hebräischen Formen der biblischen Eigennamen. In der ganzen Kirche, des Ostens wie des Westens, wurden hingegen bis dahin allgemein die in den alten Übersetzungen, nämlich in der griechischen Septuaginta aus dem 2. Jahrhundert vor Christus bzw. in der lateinischen Vulgata des Hieronymus (um 400), fast in gleicher Weise üblichen Namensformen gebraucht. Also z. B. Sophonias und nicht wie jetzt „Zefanja", Malachias und nicht „Maleachi".

Wenn Luther und seine humanistischen Freunde wenigstens die hebräischen Eigennamen immer richtig wiedergegeben hätten! So lautet z. B. der traditionelle Name Moses im hebräischen Text „Mosche" — so auch in der jüdischen Bibelübersetzung von Martin Buber — und nicht „Mose" wie in der Lutherbibel. Warum man an der neuen „ökumenischen" Übersetzung und in den liturgischen Büchern diese fehlerhafte Form Luthers übernommen hat, bleibt schlechthin unverständlich.

Auch in der Zählweise der Psalmen wurde die altkirchliche Tradition verlassen und die der Protestanten gewählt. Es ist die der hebräischen Druckbibel. Sie steht im Gegensatz zur Septuaginta und Vulgata, die eine einheitliche Psalmenzählung haben, sie steht auch im Gegensatz zu den neuen Liturgiebüchern in der lateinischen Fassung, in denen die traditionelle Zählweise beibehalten ist.

Dabei kennen wir die ursprüngliche Psalmenzählweise gar nicht mit Sicherheit. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß zudem in textlicher Hinsicht in zahlreichen Fällen die alten Übersetzungen dem Urtext näherstehen als die mittelalterlich-jüdische Fassung der hebräischen Bibel, wie sie in die ersten Druckausgaben eingegangen ist. Doch sei zugegeben, daß die Textkritik heute in vielen Fällen dem Urtext, den wir ja handschriftlich nicht mehr besitzen, ziemlich nahegekommen ist.

In der römischen „Instruktion zur ordnungsgemäßen Durchführung der Konstitution über die heilige Liturgie" heißt es in Artikel 40 unmißverständlich: „Die liturgischen Texte sollen aus dem lateinischen Text in die Muttersprache übersetzt werden. Auch die Übersetzung der biblischen Perikopen muß dem lateinischen Text entsprechen." Dabei wird freilich ein gelegentliches Zurückgreifen auf den hebräischen bzw. griechischen Urtext nicht ausgeschlossen, wenn es hier weiter heißt: „Es bleibt jedoch die Möglichkeit, diese Übersetzung, wenn es angebracht erscheint, nach dem Urtext

oder einer anderen Übersetzung, die den Sinn deutlicher wiedergibt, zu überarbeiten.“

Sehr wahrscheinlich hat Luther seinerzeit den Rückgriff auf die hebräische Bibel sowie die Änderung der traditionellen biblischen Namen und der Zählweise der Psalmen ganz bewußt zur Abgrenzung seiner Gemeinden gegenüber der „alten Kirche“ vorgenommen. Man wird auch heute weiterhin in protestantischen Kreisen auf dieser Überlieferung beharren, da man weiß, daß die evangelische Kirche mit ihrer Tradition steht und fällt. Nur wir Katholiken kennen den Wert der Tradition anscheinend nicht mehr.

Bei der so wichtigen Annäherung an unsere „getrennten Brüder“ kommt es doch nicht auf solche Dinge an. Wir sind anscheinend so naiv zu glauben, durch eine unnötige Gleichmacherei, unter Aufgabe der eigenen Überlieferung, den Protestanten in diesen an sich sekundären Fragen entgegenkommen zu müssen. Man kommt so jedoch der kirchlichen Einheit um keinen Schritt näher. Man übersieht nämlich, daß dazu ganz andere Voraussetzungen als gemeinsame biblische Namensformen notwendig sind — nicht einmal eine „ökumenische“ Bibel. Die wirklichen Voraussetzungen zur Einheit im Glauben fehlen nach wie vor. Sie sind dogmatischer Natur und lassen sich nur durch die Aufgabe von Dogmen auf katholischer Seite schaffen, was schlechthin unmöglich ist.

Schlimmer als die gerügten Abweichungen von der gesamtkirchlichen Tradition und die Angleichung an die Lutherbibel sind zahlreiche „moderne“ Übersetzungen, die den im deutschen Sprachraum bisher allgemein üblichen Wortlaut abschaffen. So, wenn er statt des traditionellen „Selig seid ihr“ der Bergpredigt nun modern „Wohl euch“ heißt und statt der „törichten“ bzw. „klugen Jungfrauen“ nun von „einfältigen“ bzw. „klugen Mädchen“ und statt der „Weisen“ aus dem Morgenland von „Magiern“ die Rede ist. Problematisch ist der Gebrauch des profanen, fast vulgären Wortes „schwanger“ statt wie bisher „gesegneten Leibes“.

Am verhängnisvollsten sind jedoch Übersetzungen bestimmter Bibelstellen, in denen die liberale neue Theologie, besonders die modernen Anschauungen über die Person Christi, sichtbar werden. Bei einigem guten Willen kann man diese auch noch katholisch verstehen — so, wenn es von Christus heißt, daß er „auferweckt worden“ sei (statt bisher „auferstanden“) —, sie lassen jedoch ebenso nichtkatholische Auslegungen zu. Hier wurde der biblische Text von den Übersetzern anscheinend bewußt manipuliert.

Näher auf diese Frage einzugehen, ist hier nicht der Platz, zumal schon viel darüber geschrieben worden ist. Zwei Beispiele sollen genügen: Die Stelle Matth. 1, 18: „bevor (Maria und Josef) zusammenkamen“ wird in der

neuen Bibel wiedergegeben: „noch bevor sie in der Ehe zusammenlebten", eine Formulierung, die den Gläubigen als Angriff auf die Jungfräulichkeit Mariens erscheinen muß.

Oder die bekannte Aussage über Christus im Philipperbrief (2, 6). Die traditionelle Übersetzung lautet hier: „der in Gottes Gestalt war" (fast genauso bei Luther). Die „ökumenische" Bibel dagegen übersetzt frei: „er war wie Gott", was man nicht im Sinn einer Gottessohnschaft verstehen muß. „Wie Gott sein" und „in der Gestalt Gottes sein" ist nämlich nicht genau dasselbe. Nur die traditionelle Übersetzung ist im griechischen Urtext begründet.

So entfernt man sich, wo es nur geht, von der fast 2000jährigen Tradition der katholischen Kirche, sowohl der orthodoxen Kirchen des Ostens als der römisch-katholischen im Westen. Es ist daher direkt ein Hohn, von einer „ökumenischen" Bibel zu reden, da ökumenisch bekanntlich „weltweit" (über die bewohnte Erde hin) bedeutet. Hier tritt vielmehr echter deutscher Provinz-Ökumenismus zutage, der nur auf unsere „getrennten Brüder" in Deutschland das Augenmerk richtet.

Durch die neue Bibel ist letzten Endes aber niemandem gedient, weder den Katholiken noch den Protestanten, wie sie auch die evangelische Kirche nicht übernimmt. Diese „moderne" Übersetzung der Heiligen Schrift stellt in keiner Weise einen Fortschritt dar, sie bringt nur Verwirrung in die Gläubigen, die in den letzten Jahren durch ständige Reformen schon genug schockiert worden sind.

Damit soll nicht die Notwendigkeit einer neuen Übersetzung der Heiligen Schrift, die auch in der Liturgie benützt werden kann, bestritten werden. Doch darf diese sich nicht von der Tradition entfernen, d. h. sie muß der in der Ost- und Westkirche herkömmlichen Deutung des heiligen Textes entsprechen und auch in der sprachlichen Formulierung die bisher übliche Fassung nach Möglichkeit beibehalten. Mit modischen oder gar saloppen Übersetzungen schafft man keinen Text zum Vorlesen im Gottesdienst. Die Gläubigen sollen das Wort Gottes in Ehrfurcht aufnehmen können.

Ob es nicht Pflicht der Bischöfe wäre, auch hier über die Tradition und die Lehre der Kirche zu wachen, zumal dabei die Fundamente des Glaubens berührt werden? Dadurch, daß die Arbeit an der neuen Bibelübersetzung von der deutschen Bischofskonferenz einer eigenen Kommission übertragen wurde, ist nicht zugleich auch die Verantwortung der einzelnen Bischöfe, die sie als „episkopoi" (griechisch = Aufseher) vor Gott haben, auf diese Kommission übergegangen. Wir können nur hoffen, daß die Verantwortlichen schon bald merken, ob bzw. wie weit man in der neuen „ökume-

nischen" Bibel die Tradition verlassen und das Wort Gottes manipuliert hat.

Als Antwort auf diesen, erstmals im Katholischen Digest Nr. 5/1977 erschienenen Artikel hat Prof. Knoch in der Nr. 8/1977 eine Gegendarstellung veröffentlicht, in der er „aus der Sicht der Verantwortlichen" seine Meinung darlegt. Meine Erwiderung erfolgte in Nr. 9/1977 der gleichen Zeitschrift:

In seinem Artikel wirft mir Prof. Knoch vor, daß meine Kritik an der ökumenischen Bibel der Sache nicht diene, daß vielmehr dadurch die Gläubigen verunsichert würden. Ob man hier nicht die Dinge einfach auf den Kopf stellt? Nicht das Beharren auf dem traditionellen Bibelwort verunsichert doch das katholische Volk, sondern die vom Geist einer neuen Theologie getragene und daher ungewohnte, nicht selten sogar bedenkliche Wiedergabe der Heiligen Schrift in der neuen Übersetzung. Zudem hat Prof. Knoch schon vor Jahren ausdrücklich zur kritischen Prüfung der „vorläufigen Endfassung" eingeladen.

Es hat wenig Wert, auf seine Ausführungen vor dem Forum der Leser Punkt für Punkt einzugehen, da es sich hierbei um Fragen handelt, die der Laie schwerer beurteilen kann und die im Kreis der Fachleute abgeklärt werden müssen. Dazu gehört der Wert des „Urtextes", wie er nur in relativ späten Handschriften für uns greifbar ist, oder die Texttreue der „Vulgata", der von der Kirche 1500 Jahre lang gebrauchten lateinischen Übersetzung des heiligen Hieronymus. Es ist die Frage, ob die Vulgata den verloren gegangenen Urhandschriften nicht doch nähersteht als die hebräische Kittel-Bibel oder das griechische Neue Testament von Nestle. Diese modernen Ausgaben mögen für den Bibelwissenschaftler von Wert sein, sie können jedoch, losgelöst von der Überlieferung, keine Grundlage für die Verkündigung des Wortes Gottes in der Kirche abgeben.

Den Bearbeitern der ökumenischen Bibel geht es meines Erachtens auch gar nicht in erster Linie um eine getreue Wiedergabe des Urtextes. Sie wollen vielmehr die neue liberale Theologie in die deutsche Fassung der Heiligen Schrift einbringen, nachdem es den progressistischen Theologen bereits gelungen ist, das neue Missale und die übrigen Liturgiebücher nach ihren „modernen" Anschauungen zu überarbeiten.

Diese Neuerungen sind fast alle so geschickt gemacht, daß man sie bei gutem Willen auch noch im bisherigen katholischen Sinn verstehen kann. Die Progressisten dürften sie jedenfalls anders auffassen, nämlich im Sinn ihrer neuen theologischen Standpunkte, die sie in ihren Schriften vertreten.

Auf diese deutlich erkennbare Absicht möchte ich nochmals eingehen, da gerade diese Frage die wichtigste zu sein scheint.

Beginnen wir abermals bei der Übersetzung der Philipper-Stelle (2, 6): „er (Christus) war wie Gott" statt wie bisher „er war in der Gestalt Gottes". Daß die neue Fassung auf Bitten der Kirchenmusiker gewählt worden ist, wie Prof. Knoch schreibt, klingt unwahrscheinlich. Mir scheint vielmehr, daß die Hauptabsicht dahin geht, dieses wichtige Zeugnis für die Gottheit Christi soweit wie möglich zu verharmlosen.

Diese Tendenz ist nämlich auch an anderen Stellen erkennbar, so etwa, wenn das Wort des Vaters bei der Taufe Jesu im Jordan (Mt 3, 17) wie folgt wiedergegeben wird: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe" statt „an dem ich mein Wohlgefallen habe". Den Text der neuen Fassung kann man so verstehen, daß Jesus, wie verschiedene liberale Theologen behaupten, erst bei der Taufe an Sohnes Statt angenommen wurde.

Auch die Übersetzung von griech. „soter" bzw. lat. „salvator" mit „Retter" statt wie bisher „Heiland" liegt auf derselben Ebene. Beide Begriffe sagen nicht das gleiche aus. Ein Retter ist jeder Helfer aus großer Not, indes die Bezeichnung „Heiland" nur Jesus als dem Sohne Gottes und Erlöser der Welt zukommt. Auch der Ausdruck „der Eingeborene" (des Vaters) ist in der neuen Bibel verschwunden, wo statt dessen „der einzige Sohn" zu lesen ist.

Ohne Zweifel der katholischen Überlieferung widersprechend ist die regelmäßige Übersetzung „er ist auferweckt worden" — auch dort, wo es einwandfrei heißen muß „er ist auferstanden". Leute, die Griechisch noch als lebende Sprache gesprochen haben, wie der heilige Hieronymus, haben das Wort „egérthe" mit „er ist auferstanden" (surrexit) übersetzt und auch alle älteren Lexika geben diese Übersetzung an. Für unsere modernen katholischen Bibelwissenschaftler ist jedoch, wie es scheint, einzig das „Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament" von Kittel maßgebend, das hier (Bd. II, 334), wie auch sonst, die antikatholische liberale Theologie der Protestanten wiedergibt.

Wir müssen uns daher fragen: Was gilt mehr? die ununterbrochene Überlieferung der Kirche in Ost und West oder die gegenwärtige Meinung nichtkatholischer Professoren?

Außer den genannten Texten, die für die Wahrheit von Christus, dem Gottmenschen, bedeutsam sind, ließen sich weitere anführen (so vor allem Joh 1, 34 und Röm 9, 5), die eine Verflachung der Aussagen des Neuen Testaments über Jesus durch die Bearbeiter der ökumenischen Bibel darstellen. Diese haben auch einige Stellen, in denen der Heilige Geist genannt

wird, in einer Weise übersetzt, daß dem Hörer Zweifel kommen müssen, ob damit die dritte göttliche Person gemeint ist. Nicht nur, daß man entgegen bisheriger Gepflogenheit konstant „heiliger Geist“ („heiliger“ klein!) schreibt, man läßt auch jedesmal dann den Artikel weg, wenn dieser im griechischen Text fehlt, so bei der Verkündigung des Erzengels Gabriel: „heiliger Geist wird über dich kommen“.

Nun hat Prof. Paul Hacker in einer Studie in der UVK 7 (1977) 106 bis 117 deutlich gemacht, daß im Griechischen bei Personen der Artikel häufig weggelassen wird, daß also das Fehlen des Artikels eher als Zeichen dafür genommen werden muß, daß der biblische Autor im Heiligen Geist eine (göttliche) Person sieht.

Anscheinend um den „getrennten Brüdern“ möglichst entgegenzukommen, wurden in der neuen Übersetzung diejenigen Stellen, die man protestantischerseits als Argumente gegen die Jungfräulichkeit der Gottesmutter heranzieht, so wiedergegeben, daß der Hörer den Eindruck gewinnen muß, Maria habe nach der Geburt Jesu mit Josef ehelichen Umgang gehabt. Da die Antwort von Prof. Knoch auf meine diesbezügliche Kritik ausweichend war, sei hier ein weiteres Beispiel dieser Art genannt, nämlich Mt. 1, 25. In der neuen Bibel lautet die Stelle: „Aber er hatte keinen Verkehr mit ihr, bis sie ihren Sohn geboren hatte“. Dieser Wortlaut drängt dem unbefangenen Hörer die Vorstellung auf, daß Maria und Josef nach der Geburt Jesu wie Mann und Frau zusammengelebt haben. Wieviel richtiger und zugleich dezenter ist hier die bisherige Übersetzung, die man auch in der Luther-Bibel findet: „er aber erkannte sie nicht“.

Es dürfte kaum ein Zweifel daran bestehen, daß zum mindesten einige Mitarbeiter an der ökumenischen Bibel — man spricht davon, daß nicht nur Protestanten, sondern auch Atheisten mit am Werk waren — den heiligen Text im Hinblick auf ihre theologischen bzw. weltanschaulichen Ansichten manipuliert haben, ohne daß dies den verantwortlichen Bischöfen zum Bewußtsein gekommen ist. Es handelt sich jedenfalls nicht mehr um den gleichen Text der Heiligen Schrift, wie er in der fast 2000jährigen Geschichte der Kirche vorgetragen und von den Kirchenvätern ausgelegt wurde. Um diese Tradition muß es aber bei jeder kirchenamtlichen Ausgabe gehen, und nicht um die Meinung dieses oder jenes Professors.

Was wir brauchen, ist keine jüdische oder protestantische, sondern eine katholische Bibel. Nur diese ist zugleich wahrhaft ökumenisch, weil sie in den Kirchen des Ostens und Westens von Anfang an in gleicher Weise gebraucht wurde. Wieviele orthodoxe Gläubige bei uns in Deutschland wohnen, ist dabei unwichtig. Entscheidend in der heutigen Krise der Kirche ist die enge Verbindung zur Orthodoxie — auch hinsichtlich der Treue zum

überlieferten Schriftwort, wozu nicht zuletzt die gemeinsamen biblischen Namensformen und die Psalmenzählung gehören.

Unser „ökumenisches Bemühen" muß heute vor allem auf die orthodoxen Ostkirchen hin ausgerichtet sein, mit denen uns ein gemeinsamer Glaube verbindet. Nur dadurch bekommen wir die notwendige Sicherheit in unserem Bemühen um ein gutes Verhältnis zum Protestantismus, wie er sich in den verschiedenen Formen darstellt. Wir haben doch wahrhaftig keinen Grund, immer wieder vor den „getrennten Brüdern" zu kapitulieren!

Was liegt daran, wenn im einen oder anderen Fall die katholische Bibel den Urtext nicht ganz exakt wiedergeben sollte! Dieser Mangel ist jedenfalls weniger schwerwiegend als die allgemeine Unsicherheit, die eine neuartige und fragwürdige Übersetzung in den Gläubigen erzeugt. Nicht diejenigen, die die Tradition verteidigen, verunsichern das Volk, sondern die Neuerer, die Stück für Stück vom Bau der Kirche abtragen.

Zum Schluß ein Wort zum „guten, zeitgemäßen Deutsch". Es wäre immerhin noch ein mildernder Umstand, hätte man bei der ökumenischen Bibel die theologische Klarheit einem sprachlichen Meisterwerk zum Opfer gebracht. Davon kann keine Rede sein. Die philologischen Vorbehalte gegen die neue Bibel sind ebenso groß wie die theologischen. Das hat neuerdings die Behandlung dieses Themas durch den evangelischen Sprachforscher Friedhelm Kemp gezeigt („Die Botschaft der Schriftgelehrten", Süddeutsche Zeitung vom 29. Mai 1977). Seinem geradezu vernichtenden Urteil über die ökumenische Bibel ist nichts hinzuzufügen.

Zur Theologie des neuen Firmritus

Von Athanasius Kröger OSB

Der neue „Ordo Confirmationis" erschien im Vatikan am 22. 8. 1971. Die deutsche Übersetzung und teilweise Umgestaltung „Die Feier der Firmung" ist am 3. 1. 1973 approbiert worden. Die Änderungen gegenüber dem früheren Ritus sind so stark, daß es sich lohnt, daran einige dogmatische Überlegungen anzuknüpfen. Zunächst ein Vergleich der Riten:

Alter Ritus	Neuer Ritus
Drei Versikel	Ansprache Erneuerung der Taufgelübde; fünf Fragen mit Antworten Gebet
Gebet um die sieben Gaben des Hl. Geistes	Gebet um die sieben Gaben des Hl. Geistes. — Dabei breitet der Bischof (und sonstige Priester) seine Hände über die Firmlinge aus
Unter Handauflegung Salbung der Stirn mit dem Kreuzzeichen. Dabei sakramentales Gebet	Salbung mit dem Kreuzzeichen. Dabei sakramentales Gebet (Forma sacramenti)
Leichter Backenstreich: Pax tecum	Pax tibi. Et cum spiritu tuo.
Handwaschung mit kurzem Gebet	Fünf Fürbitten
Drei Versikel	A) Fortsetzung der Messe
Gebet	B) Oder: gemeinsames Vaterunser. Ein oder drei Segensgebete. Schlußsegen.
Schlußsegen: Benedicat (+) te Dominus ex Sion . . .	

Im Gebet um die sieben Gaben des Heiligen Geistes findet sich eine Ähnlichkeit mit dem früheren Gebet. Sonst aber sind die Texte völlig neu geschaffen worden. Wie weit man auf andere Traditionen zurückgegriffen hat, bleibt hier außer Betracht.

Erneuerung der Taufgelübde

Diesen Ritus gab es bisher nicht. Aber man kann ihn rechtfertigen. Dabei wäre das Wort „Taufgelübde" kräftiger und sinnvoller als „Taufversprechen" (so im Lateinischen) oder „Taufbekenntnis" (offiziell deutsch).

Es handelt sich ja um sehr nachdrückliche Zusagen an Gott und Absagen an den Teufel.

Wenn man den neuen Taufritus kennt, entdeckt man hier allerdings einen Widerspruch. Denn jetzt erfolgt das Taufversprechen von seiten der Taufpaten und eventuell der Eltern *nur für sich selbst* und keineswegs für das Baby! Der Täufling verspricht gar nichts mehr; die Stellvertretungsfunktion der Taufpaten ist beseitigt. Darüber ist an anderer Stelle mehr gesagt (vgl. UVK 4/1977). Taufgelübde, die man nicht gemacht hat, kann man nicht „erneuern".

Für die „Erneuerung des Taufversprechens" in der Osternacht (Meßbuch, rot, Teil I, 1975, S. 104) gilt dasselbe. Wenn man bei der Taufe gar nichts versprochen hat, kann man eben auch ein Versprechen nicht „erneuern" oder „wiederholen".

Grundsätzlich darf man im übrigen der Meinung sein, daß das „Taufgelübde" beim Empfang des Sakramentes der Firmung etwas Sachfremdes ist. Warum nicht ein eigenes „Firmbekenntnis des Glaubens"? Dann käme die Eigenständigkeit der Firmung erheblich besser zum Vorschein, zumal die Firmlinge nun in dem Alter sind, in dem sie deutlich erfassen können, worum es geht.

Die äußeren Handlungen bei der Firmung

Als materielles Element ist bei der Firmung der Chrisam erforderlich. „Das zweite Sakrament ist die Firmung. Die Materie ist das Salböl (chrisma), hergestellt aus Öl ... und aus Balsam ..." (Konzil von Florenz, DS 1317, NR 552). Die Vorschrift für den sichtbar zu vollziehenden Ritus lautete früher: „Während er dies sagt (die Spendeformel), legt er seine rechte Hand auf den Kopf des Firmlings und macht mit dem Daumen ein Kreuzzeichen auf seine Stirn ... Er schlägt ihm leicht auf die Backe und sagt dabei: der Friede sei mit dir." Drei Dinge wurden zu *einer* Handlung miteinander verknüpft: die Handauflegung, die Salbung, und die Bezeichnung mit dem Kreuzzeichen. Präziser: der Bischof legte die vier Finger seiner rechten Hand vorn auf den Kopf (oder: *an* den Kopf) des Firmlings. Diese Handauflegung wurde nicht unterbrochen, während er mit dem Daumen, der vorher in Chrisam eingetaucht wurde, das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn machte.

Im neuen Ordo lautet die Rubrik: „Der Bischof taucht den rechten Daumen in den Chrisam und zeichnet damit auf die Stirn des Firmlings ein Kreuz" (Ordo Nr. 27, Feier Nr. 12). Von den *drei* miteinander verbundenen Handlungen sind nur noch *zwei* geblieben. Die Handauflegung

ist entfallen. Sie ist ausdrücklich entfallen, wie es eine Auslegungskommission bestätigt hat (s. u.).

Nun muß man bei dem Begriff „Handauflegung" stets fragen, was damit gemeint ist. Im Lateinischen heißt es beim Gebet vor der Salbung „manus imponunt", womit eine „Handausbreitung" über *alle* Firmlinge gemeint ist. Man muß darum unterscheiden (a) die Handausbreitung, (b) die körperliche Handauflegung (oder mindestens Handanlegung) und (c) die „indirekte Handauflegung", von der noch genauer gesprochen werden muß.

Paul VI. beruft sich für die Änderung auf mehrere historische Zeugnisse, aus denen hervorzugehen scheint, daß eine körperliche Handauflegung nicht erforderlich ist. Dann erfolgt eine Begründung, die aber eine gewisse Unsicherheit erkennen läßt: „Aufgrund dieser Erklärungen und Überlieferungen haben viele Theologen die Auffassung vertreten, daß zur gültigen Spendung der Firmung allein die auf der Stirn durch manus impositione (= indirekte Handauflegung) vollzogene Salbung mit Chrisam notwendig sei. Dennoch war in den Riten der lateinischen Kirche die impositio manuum (= Ausbreiten der Hände) über die Firmlinge *vor* der Salbung stets vorgeschrieben" (Ordo S. 12, Feier S. 15). Ein Papst, der entscheiden will, braucht sich weder auf „viele Theologen" zu berufen, noch muß er „viele Theologen" ablehnen. Wenn der Satz klarer klingen sollte, müßte man statt der ständig gebrauchten „manus impositio" lateinisch anders sprechen, nämlich: extensio versus confirmandos manibus = Ausbreiten der Hände. So wird der Anschein erweckt, als ob die „körperliche Handauflegung" aufrechterhalten würde, was aber nicht der Fall ist.

Näherhin heißt es: „Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß bei der Firmung die Salbung mit Chrisam die apostolische Handauflegung in einem gewissen Sinn darstellt (quodam modo repraesentat), und im Osten und im Westen — wenn auch aus verschiedenen Gründen — den ersten Platz einnimmt. Da die Salbung mit Chrisam die Salbung mit dem Heiligen Geist, der den Gläubigen gegeben wird, treffend versinnbildlicht, wollen wir ihr Weiterbestehen und ihre Bedeutung gewahrt wissen" (Ordo S. 13, Feier S. 16).

Was heißt nun: „In gewissem Sinn *darstellt*?" Wenn gesagt wird, daß mit einer äußeren Salbung eine innere Salbung beabsichtigt ist, so ist das eine Erklärung desselben durch dasselbe. Eine bessere Erläuterung wäre durchaus möglich. Die eigentliche Schwierigkeit, die der Text bietet, liegt darin, daß die *eine* körperliche Handlung eine *andere* körperliche Handlung *bezeichnet*. Und erst diese andere körperliche Handlung bezeichnet die innere Wirkung. Nämlich: Salbung der Stirn mit dem Daumen ist die *Darstellung* der „körperlichen Handauflegung", und die „körperliche Hand-

auflegung" ist die Darstellung der inneren Gnadenwirkung. Wenn der Text so richtig erläutert ist, dann wäre dies der einzige Sonderfall im gesamten sakramentalen Bereich! „Die Salbung mit Chrisam *stellt dar* (repraesentat) die Handauflegung." So ist es gesagt, und zwar unverständlich gesagt. Ein unangenehmes Gefühl bleibt nach.

Allgemein dogmatisch könnte man wohl sagen, daß von den früheren drei Handlungen jede für sich allein zur äußeren Darstellung einer inneren Wirkung geeignet wäre. Mit der *Handauflegung* wird jemandem ein besonderer *Segen* erteilt, eine *Weihe* gegeben, oder es werden ihm *göttliche Kräfte* für eine besondere Aufgabe mitgeteilt. Die *Siegelung* mit dem Kreuzzeichen drückt die besondere Zugehörigkeit zu Christus dem Gekreuzigten aus, womit also die Firmlinge zum Kreuztragen und zum Christusbekenntnis befähigt werden sollen. Die *Salbung* mit Öl entspricht der Salbung der Ringkämpfer für den Kampf, soll also den Firmling zum tapferen Kampf ausrüsten.

Solche Überlegungen sind aber nicht ausreichend, um nun festzulegen, welche von den drei Tätigkeiten zur gültigen Firmung nötig sind und welche unter Umständen ausfallen könnten. Es kommt auf den Willen Christi an, und davon wissen wir im eigentlichen Sinn leider nichts. Aus der Apostelgeschichte sind einige Stellen bekannt, die man mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Firmung deuten muß. Dabei ist immer *nur* von der (körperlichen) Handauflegung die Rede. Vermutlich nirgends von einer „Handausbreitung". Insofern ist jetzt die Verbindung mit dem NT, soweit wir wörtlich informiert sind, abgebrochen.

Früher konnte man in einer Dogmatik etwa lesen: „Die materia proxima der Firmung besteht in der Handauflegung, verbunden mit der Stirnbezeichnung und Stirnsalbung" (Diekamp-Jüssen, Kath. Dogm., 12-1954, Bd. III S. 100). Aber dabei steht: „Sententia communior" (vorherrschende Meinung). Also waren sich die Dogmatiker in diesem Punkt nie so ganz sicher. Und das muß wohl auch heute noch gelten.

Paul VI. beruft sich unter anderem auch auf Benedikt XIV., der gesagt hat: „Es ist unumstritten: in der lateinischen Kirche erfolgt die Spendung des Firmsakramentes durch Chrisam, d. h. durch Olivenöl, das mit Balsam vermischt und vom Bischof geweiht ist. Der Spender des Sakramentes macht ein Kreuzzeichen auf die Stirn des Firmlings und spricht dabei die Spendeformel" (Ordo S. 12, Feier S. 15). Dennoch ist damit nichts geklärt. Denn erstens könnte der Spender bei der Salbung fast wie von selbst seine Finger an die Stirn anlegen. Zweitens muß man wissen, daß zur Zeit Benedikts XIV. (1740—1758) die „körperliche Handauflegung" streng vorgeschrieben war, nämlich seit Benedikt XIII. (1724—1730). Obwohl

also in dem obigen Satz nichts von der körperlichen Handauflegung erwähnt wird, gehörte sie dennoch zum Ritus und wurde praktiziert.

Die Kirche hat bei den Sakramenten im Lauf der Zeit mancherlei Änderungen vorgenommen, aber immer unter Bewahrung des Wesentlichen (salva eorum substantia, DS 1728). Eine eigentliche Entscheidung über das, was nun von den drei Handlungen zum „Wesentlichen" des Firmsakraments gehört, liegt bis heute nicht vor, — auch nicht durch die Einleitung zum neuen Ordo. Da müßte schon irgendwie entschiedener, „lehramtlicher" gesprochen werden.

Es sei das eine hier noch angemerkt, daß man bei der Sakramentenspendung immer den sichereren Weg gehen soll. Dies gilt auch bei der Abfassung eines neuen Ritus. Gerade weil die Verbindung mit dem NT abgeschnitten ist, hat man doch die Befürchtung einer Nachlässigkeit. Man weiß allerdings nicht, ob nicht ein sakramentaler Brauch, der erst um das Jahr 200 bezeugt ist, schon viel früher eingeführt worden ist, also etwa die Salbung und Stirnbezeichnung. Die Handauflegung ist bezeugt (Hippolyt, Tertullian, Cyprian). Die Auslegung der Texte ist gewiß oft schwierig. Aber es erscheint nicht angängig, die „manus impositio" durchgängig als Handausbreitung oder Stirnberührung mit dem Daumen zu deuten.

An dieser Stelle seien noch zwei kleinere Bemerkungen zum äußeren Ritus eingefügt. Früher mußte der Firmling beim Empfang des Sakramentes vor dem Bischof knien. Jetzt ist keine bestimmte Haltung mehr vorgeschrieben. Das ist sicher ein Verlust. Denn eine ganz besondere Gnade Gottes sollte man bescheiden und demütig, nämlich kniend entgegennehmen. Zugleich bezeigt man damit seinen Respekt vor dem Bischof, der die Stelle Christi vertritt. — Die tatsächliche Handhabung wird vom jeweiligen Bischof abhängen.

Schließlich ist der leichte Backenstreich weggefallen. Diesem Brauch kam gewiß keine übergroße Bedeutung zu. Aber immerhin sollte damit ausgedrückt werden, daß man bereit ist, für den Namen Christi Schläge zu erdulden.

Die Stellungnahme einer päpstlichen Kommission

„Die päpstliche Kommission zur Auslegung der Dekrete des zweiten vatikanischen Konzils[1] wurde gefragt: Ist es gemäß der Apostolischen Konstitution ‚Divinae Consortium Naturae' vom 15. August 1971 (= neuer Firmritus) nötig, (1) daß der Spender der Firmung die ausgestreckte Hand über den Kopf des Firmlings auflegt, während er die Salbung mit Chrisam vornimmt, (2) oder genügt die Salbung, die mit dem Daumen erfolgt?"

„Antwort zu 1: Nein. Zu 2: Ja, in folgendem Sinn (ad mentem): die so vollzogene Salbung drückt hinreichend die Handauflegung aus" (chrismatio ita peracta manus impositionem sufficienter manifestat; Notitiae 8, 1972, 281). „Notitiae" ist das offizielle Mitteilungsblatt der Sacra Congregatio pro Cultu Divino. Die Antwort („Auslegung") wurde von Paul VI. offiziell bestätigt. Im Kern ist sie jedoch schon in der theologischen Einleitung zum Firmritus enthalten.

Die päpstliche Kommission bestreitet keineswegs die Notwendigkeit der Handauflegung, sondern betont sie sogar. Aber sie sagt ebenfalls, mit der Salbung sei die Handauflegung hinreichend „kundgemacht" oder „ausgedrückt". Das ist ja der springende Punkt, um den es geht.

Auch wird hervorgehoben, daß es bis zu Benedikt XIII. nur die Handausbreitung über alle Firmlinge zu Beginn der Feier gegeben habe. Dieser Papst habe die (körperliche) Handauflegung „eingeführt". — Ehrlicher müßte man hier von einer „Erneuerung" der Handauflegung sprechen, oder etwa von einem „Rückgriff" auf biblische Gegebenheiten.

Sehr entschieden verkündet die Kommission: „Die Handauflegung zugleich mit der Salbung ist abgeschafft; die Handauflegung aber, die real identisch ist mit der Salbung, wird beibehalten" (ebd. S. 283). Zu beachten ist die verschiedene Wortwahl, die verschiedene Inhalte zum Ausdruck bringt: (a) bei Paul VI. wird durch die Salbung die Handauflegung „repräsentiert" (s. o.), (b) bei der Kommission zunächst „manifestiert", (c) aber schließlich wird beides rundweg als „identisch" erklärt. Zugleich wird betont, daß man auf orientalische Riten Rücksicht nehmen wollte. Dort gibt es keine (körperliche) Handauflegung.[2]

Beachtenswert ist dazu noch der folgende Satz: „Die Bezeichnung mit dem hl. Chrisma ist auf die antike Handauflegung gefolgt; die Salbung

[1] Eine formelle Frage: warum ist eigentlich die genannte Kommission zuständig und nicht die Gottesdienstkongregation selbst? Wenn die Kommission bisher die „Dekrete des zweiten vatikanischen Konzils" auszulegen hatte, müßte sie zusätzlich „Kommission zur Auslegung der Dekrete Pauls VI." genannt werden.

[2] Die Kommission beruft sich auf einen Aufsatz von B. Botte, Problème de la Confirmation, in: Question Liturgiques, 1—1972, 3—8.

besteht in sich in einer Handauflegung, weil sie ein Kontakt der Hand mit dem Kopf des Firmlings ist" (ebd.). Dies klingt so, als ob auf einen ersten Ritus ein zweiter, gänzlich anderer gefolgt sei. Dann fragt man doch zu Recht nach der Beibehaltung der „Substanz" der Sakramente. Man kann es sachlich nicht abstreiten, daß eine körperliche Handauflegung etwas durchaus anderes ist als die Stirnberührung *nur* mit dem Daumen (= indirekte Handauflegung). Es bleibt rätselhaft, wie man beides als „identisch" erklären kann.

Die Spendeformel

Das frühere sakramentale Gebet oder die Spendeformel lautete: „N., signo te signo crucis (+), et confirmo te Chrismate salutis: In nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti. Amen." Dabei eine dreifache Segnung mit dem Kreuzzeichen. Deutsch: „Anna, ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrisam des Heiles. Im Namen des Vaters ..." Diese Formel entspricht den früheren Lehrentscheidungen der Kirche, etwa dem Konzil von Florenz (DS 1317, NR 552).

Im neuen Ordo: „N., accipe signaculum Doni Spiritus Sancti." Wörtlich übersetzt: „Anna, empfange das Siegel der Gabe des Heiligen Geistes." Amtlicher Text: „Anna, sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist" (Feier Nr. 12). Die byzantinische Formel: „Siegel der Gabe des Hl. Geistes" ist eine Art *Feststellung*. Sie bringt nicht zum Ausdruck, daß etwas *geschieht*. Insofern wurde zur Verdeutlichung sehr richtig das „Accipe" (Empfange) hinzugefügt.

Paul VI. hat eine Begründung für die Übernahme der griechischen Formel gegeben: „Dennoch sind wir der Auffassung, es sei ihr die alte Formel des byzantinischen Ritus vorzuziehen, in der die *Gabe* des Hl. Geistes ausgedrückt und an die Sendung des Geistes am Pfingstfest erinnert wird. Diese Formel übernehmen wir nun nahezu wörtlich" (Ordo S. 13, Feier S. 16). Inwiefern durch diese Formel an die Sendung des Geistes am Pfingstfest erinnert werden soll, ist unklar. Weil es sich damals um die Geistmitteilung in Feuerzungen gehandelt hat, ist es nicht gut möglich, im äußeren Ritus oder in den gesprochenen Worten eine „Erinnerung" daran zu erblicken.

Im Deutschen klingt: „Sei besiegelt" sehr unbestimmt, wie etwa: „Sei befestigt, sei bestärkt." „Ein Siegel empfangen" ist dagegen eine präzise Ausdrucksweise, die man auf das sakramentale Siegel, den unauslöschlichen Charakter beziehen *kann*. In der Einleitung heißt es ja: „Ihnen wird aber ein Charakter oder ein Siegel des Herrn (character seu signaculum dominicum) so eingeprägt, daß man das Sakrament der Firmung nicht wieder-

holen kann" (Praenotanda Nr. 2). Ob man von diesem Wortlaut her (signaculum, sphragis) die Verbindung zu demselben Wort in der Spendeformel ziehen darf, bleibt zweifelhaft, insbesondere deshalb, weil im griechischen Raum die Lehre vom sakramentalen Charakter nicht ausgebildet ist.

Ferner ist gemäß dem deutschen Text der Heilige Geist *selbst* die Gabe, wogegen im Lateinischen dem Wortlaut nach die *Gabe* vom Hl. Geist unterschieden werden muß. Dies hat Paul VI. in der obigen Begründung auch ausgesprochen — wiederum dem Wortlaut nach.

Die schon genannte Auslegungskommission befaßte sich ebenfalls mit der Spendeformel und sagte dazu, die „Gabe des Hl. Geistes" sei ein Genitiv der Identität, nämlich der Hl. Geist *selbst* (a.a.O., S. 285). Wenn diese Auslegung die Meinung Pauls VI. wiedergibt — und das ist wegen der Approbation anzunehmen —, dann ist auch der zitierte Satz aus der Einleitung nicht wörtlich zu verstehen. Außerdem wird es sehr wahrscheinlich, daß mit dem „*Siegel* der Gabe des Hl. Geistes" nicht das sakramental eingeprägte Merkmal gemeint ist. Die Bedeutungsabsicht geht immer auf den Hl. Geist *selbst*.

Damit aber erhebt sich eine im Hintergrund stehende schwierige dogmatische Frage, ob es nämlich eine persönliche Einwohnung des Hl. Geistes im Menschen gibt, ohne daß dabei die zwei anderen göttlichen Personen mitbeteiligt sind. Beim Empfang der hl. Kommunion sagt man zu recht, daß hier speziell eine Einwohnung Christi — und damit der zweiten göttlichen Person — stattfindet. Ob dies für den Hl. Geist in ähnlicher Weise gelten darf, ist sehr zweifelhaft. Denn der Hl. Geist ist Gott, und ER hat keine angenommene menschliche Natur. Wird der Hl. Geist *selbst* geschenkt, dann wird *Gott selbst* den Menschen geschenkt. Der Schenkende und das Geschenkte sind real identisch. Fachlich exakt: die gratia increata (ungeschaffene Gnade = Gott) wird gegeben, nicht eine durch göttliches Schöpferwirken hervorgebrachte Gnade (gratia creata) im Empfänger. Zudem muß man wissen, daß das Wirken Gottes nach außen allen drei göttlichen Personen gemeinsam ist (vgl. z. B. DS 501). Wohl aber kann man eine göttliche Tätigkeit einer bestimmten Person, hier dem Hl. Geist, zueignen (appropriieren; für die Einwohnung des Hl. Geistes vgl. DS 3331, 3814). Damit hat man die ganze Schwierigkeit der Redewendung: „Der Hl. Geist *selbst* wird geschenkt" vor Augen.

Nun ist gewiß anzunehmen, daß die Mitteilung von geschaffener Gnade an den Firmling nicht ausgeschlossen werden soll. Sonst käme man mit mancherlei Lehrentscheidungen der Kirche in Konflikt. Darüber muß auch einiges gesagt werden.

Die Wirkungen der Firmung

Es liegt bereits in dem Wort „Firmung", daß damit eine „Firmung", eine Stärkung gemeint ist. Christus selbst hat dies zum Ausdruck gebracht: „Aber ihr werdet die *Kraft* (dynamis) des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommen wird, und sollt meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde" (Apg 1, 8). Eine seelische *Kräftigung* ist gemeint, und infolge dieser Stärkung sind die Apostel in der Lage, unerschrockene Zeugen, martyres, zu sein. Christus hat offensichtlich an das Pfingstfest gedacht. Aber Entsprechendes gilt für das Firmsakrament.

Das Konzil von Florenz lehrte deshalb: „Die *Wirkung* dieses Sakramentes besteht darin, daß in ihm der Heilige Geist zur *Stärkung* (ad robur) gegeben wird, damit der Christ mit Mut den Namen Christi bekenne. Deshalb wird der Firmling auf der Stirn, wo sich die Beschämung kundtut, gesalbt, auf daß er sich nicht schäme, Christi Namen zu bekennen und besonders sein Kreuz, das nach dem Apostel den Juden ein Anstoß und den Heiden eine Torheit ist. Deshalb wird er mit dem Zeichen des Kreuzes gezeichnet" (DS 1319, NR 554).

Entsprechend das Vatikanum II: „Durch das Sakrament der Firmung werden sie (die Gläubigen) vollkommener der Kirche verbunden und mit einer besonderen *Kraft* (robur) des Heiligen Geistes ausgestattet. So sind sie strenger verpflichtet, den Glauben als wahre *Zeugen* Christi in Wort und Tat zu *verbreiten* und zu *verteidigen*" (ad fidem ... simul diffudendam et defendendam, LG 11, 1; vgl. 33, 2).

Unter Beiseitelassung anderer kirchlicher Entscheidungen kann man die Wirkungen so zusammenfassen:

a) Der Seele des Firmlings wird ein geistliches und unauslöschliches Siegel (character) eingeprägt (vgl. DS 1609), wodurch er in höherem Maß Christus ähnlich wird und die Gnade in ihm vermehrt wird.

b) Der Hl. Geist wird zur *Stärkung* gegeben, wodurch der Empfänger im katholischen Glauben *bestärkt* wird, so daß er kühn den Namen *Christi bekennt* und sich nicht wegen des Namens Christi schämt, und sich insbesondere zum *Kreuz Christi bekennt,* an dem unser König triumphiert hat.

Beurteilung der neuen und der alten Spendeformel

Aus dieser Sicht ist eine Beurteilung der Spendeformel möglich. Die neue Formel hat *nur* den Vorteil, daß sie das sakramentale Siegel direkt nennt, sofern man dies hineinlegen will. Nach dem Gesagten ist es aber gerade nicht beabsichtigt, weil der *Hl. Geist selbst* gemeint ist. Damit entfällt dieser Vorteil. Zugleich hat man eine sehr unbestimmte Ausdrucksweise. Denn der Heilige Geist wird auch bei der Taufe und bei anderen Sakramenten geschenkt, weswegen also gar nichts Spezifisches der Firmung in der Formel zum Ausdruck kommt.

Die frühere Formel erwähnt zunächst „das Zeichen des Kreuzes", womit eine der genannten Wirkungen direkt ausgesprochen wird: sich zum Kreuz Christi bekennen, sich nicht wegen des Kreuzes zu schämen. In den Worten: „Ich stärke dich mit dem Chrisam des Heils" ist deutlich die *Stärkung* genannt, um die es doch schließlich geht, die auch Christus ausdrücklich verheißen hat, — „die *Kraft* des Hl. Geistes" (Apg 1, 8). Die Gabe des *Starkmutes* müßte man bei der Firmung stets hervorheben. Weil auch der *Chrisam* erwähnt wird, liegt darin die Salbung zum *Kampf* im christlichen Leben. Und das genannte *Heil* hat seine tiefe Bedeutung: *geheilt* werden von der Sünde, von der Feigheit, sowie den *Weg des christlichen Heils* kraftvoll einzuschlagen.

Aus diesen Gründen muß man sagen, daß die frühere Formel viel von den Wirkungen des Sakraments zum Ausdruck bringt, weshalb sie eindeutig als die bessere zu bezeichnen ist. Gültig empfängt man die Firmung selbstverständlich auch mit der neuen Formel.

Eine allgemeine Warnung sei hier angefügt. Man soll nicht so leichthin sagen, aus den orientalischen Riten und Theologien können wir im Westen viel lernen (Ex oriente lux). Mindestens waren die Lateiner des Mittelalters in ihrer klaren Theologie den Orientalen durchaus überlegen. Im Firmritus ist bereits in der Abschaffung der echten, körperlichen Handauflegung die Beeinflussung vom Osten spürbar. Dasselbe gilt für die Spendeformel. Als dritter Punkt sei hier noch genannt, daß im Osten die Firmung gewöhnlich gleich nach der Taufe bei den Babys vorgenommen wird. Das hat Pius XII. sehr großzügig bei den auf den Tod erkrankten kleinen Kindern gestattet. Aber wenn man zum Kampf gestärkt und eigens gesiegelt wird, dann muß dies normalerweise in einem Alter geschehen, wo man das nötige Verständnis dafür hat.

Zur Fälschung des Bibeltextes im Lektionar

Von Paul Hacker

Im Lesejahr C am 27. Sonntag im Jahreskreis ist in der 2. Lesung der Vers 2. Tim. 1, 6 wie folgt gefälscht (die Fälschung in Schrägdruck): „Entfache die Gnade Gottes wieder, die in dir ist, *seit* ich dir die Hände aufgelegt habe." Griechisch: (anamimnêskõ se) anazõpyreîn tò chárisma toû Theoû, hó estin en soì *dià* tês epithéseõs tôn cheirôn mou. Nun könnte *diá* mit Genitiv eine zeitliche Bedeutung allenfalls haben, wenn es vor einem Substantiv stünde, das einen Zeit*verlauf* angibt (z. B. „Nacht", „Tage"), und dann würde es den Verlauf durch den Zeitraum hindurch bezeichnen (vgl. Blass/Debrunner/Rehkopf, Grammatik des ntl. Griechisch, [14]1976, § 223, 2; E. Schwyzer, Griech. Gramm. Bd. 2: Syntax, hrsg. v. A. Debrunner, [4]1975, S. 451). „Auflegung der Hände" ist jedoch kein Ausdruck, der einen Zeitverlauf bezeichnet. Hier ist an die Bedeutungen zu denken, die Blass/Debr./Rehk. a.a.O. unter 3 mit dem Wort „Vermittler" und unter 4 mit den Worten „Art, Weise, Umstand" angeben, die bei Schwyzer/Debr. a.a.O. S. 451 f. jedoch ausführlicher und mit vielen Beispielen beschrieben sind: „Vermittler, *durch den* die Tätigkeit eines andern hindurchgeht, d. h. ausgeübt wird", „sachliches Mittel als Weg, auf dem etwas getan wird", „stärker instrumental ist diá in der Koine" (zu der die Sprache des NT gehört!) „einen Weg, *ein Verfahren einschlagen*". Diese Beschreibungen passen genau auf die katholische Sakramentslehre, ja sie lassen auch Raum für verschiedene Theorien über die Wirkung der Sakramente. Hier handelt es sich um das Weihesakrament, eine Gnadengabe (so ist *chárisma* besser zu übersetzen als bloß mit „Gnade"), die in Timotheus ist „durch die Vermittlung" oder „durch das Verfahren" der Handauflegung des Apostels, der seine Vollmacht in der Sukzession weitergibt. Auf jeden Fall wird die in diesem Sakrament verliehene Amtsgnade durch den Vollzug (opus operatum) des Sakraments, das die Gnade bezeichnet, verliehen: das ist verpflichtende Glaubenslehre. *Wie* dies geschicht, läßt der sprachliche Ausdruck offen: ob, wie am wahrscheinlichsten und der Lehre des hl. Thomas v. A. entsprechend (S. the. 3, 62, 1 c), als Instrumentalursache (entsprechend der kausalen oder Weg-und-Verfahren-Bedeutung) oder der Lehre von Duns Scotus als mittelbare, „moralische" Wirksamkeit (die Sakramente veranlassen Gott zur Gnadenverleihung, entsprechend der Art-und-Weise-Bedeutung von *dià)* oder gar nach der Lehre von Billot (intentionale Wirksamkeit, hierbei *diá* zu verstehen wie bei Scotus; vgl. B. Bartmann, Dogm., Bd. 2,

[3]1918, S. 240 f). 2. Tim. 1, 6 ist also eine der Stützen für die Lehre von der Sakramentalität des kirchlichen Amtes und darüber hinaus für die Sakramentslehre der katholischen Kirche überhaupt.

Es ist daher verständlich, wenn die Protestanten, die die sakramentale Qualität der Weihe leugnen, dieser Stelle, die unausweichlich von ihr spricht (es *geschieht* etwas *Übernatürliches*, eine *Qualitätsverleihung* durch die Handauflegung des Bevollmächtigten) — gern ausweichen. Und mir scheint, das tun sie. Die sonst so beispielfreudige Grammatik von Blass/Debrunner/Rehkopf gibt die Stelle in der vierzehnten Auflage noch nicht an; das sonst recht sachliche Wörterbuch von Walter Bauer ([4]1925) registriert die Stelle, wenn ich nichts übersehe, nicht als Beispiel; das sonst so redefreudige, von G. Kittel begründete „Theol. Wörterb. z. NT" ist zu „(Hand)auflegung", griech. *ephíthesis* (Stichwort *títhemi*, Bd. 8 S. 161 f., Verf. Maurer [Bern?]) merkwürdig wortkarg: „Die Pastoralbriefe verbinden die Handauflegung mit der Verleihung von Geistesgaben (...) durch die Ordination", wozu in einer Fußnote auf einen Aufsatz von J. Jeremias verwiesen wird. Joachim Jeremias hat auch eine Übersetzung mit Kommentar zu den Timotheusbriefen verfaßt (in *Das Neue Testament deutsch*, hrsg. von Paul Althaus, Teilband 9, Göttingen [7]1954), und er, der auch sonst (abgesehen von seiner unhaltbaren Auslegung von „für viele" im Sinne von „für alle") manches Gute geleistet hat, trifft hier das Richtige. Zu 1. Tim. 4, 14 gibt er (a.a.O. Seite 29 f.) einen Exkurs, in dem er sich durch mehrere Bibelstellen überzeugen läßt: „Die urchristliche Ordination wurde in Form einer Handauflegung vollzogen" und zu 2. Tim. 1, 6 bemerkt er, hier sei gemeint „das Charisma, die Amtsgnade, die Timotheus bei seiner Ordination (...) durch die Handauflegung des Apostels vermittelt worden ist."

Wir haben also sogar einen protestantischen Zeugen für die katholische Auffassung (mögen auch sonst die Protestanten, wie ich aus einer interkonfessionellen Debatte weiß, sich sträuben, 2. Tim. 1, 6 in seinem eindeutigen Sinn gelten zu lassen). Um so beschämender ist es, daß man — offensichtlich unter dem Einfluß von Durchschnittsprotestanten oder protestantisierenden Katholiken — den Katholiken im Lektionar hier einen verpfuschten Text vorgesetzt hat. Denn daß die „Gnade" bloß zeitlich „seit" der Handauflegung des Apostels in Timotheus ist, ist erstens einfach eine falsche Übersetzung und bedeutet zweitens (worauf es den Neuerern ankam) nicht, daß sie durch die Handauflegung vermittelt oder ihm in der Weise oder auf dem Wege der Handauflegung gegeben wurde.

Nach dieser weiteren Fälschung — bei der auch der Ursprung (das Wirken der „getrennten Brüder") besonders grell deutlich wird —, die sich vielen andern, teilweise in „Theologisches" aufgedeckten, teils noch nicht kritisierten anschließt, ergeht von neuem das *dringende und unaufhörliche Ersuchen* an die Bischöfe, das Lektionar *aus dem Gebrauch* zu ziehen und statt dessen neue, dogmatisch reine Übersetzungen vorzuschreiben. Eine neue Bibelübersetzung *kann* bei der gegenwärtigen Zerrüttung der Kirche nicht hergestellt werden.

Das Problem der Messe

Von Andreas Schönberger

Unter dieser Überschrift veröffentlichte Jean Guitton, Mitglied der „Académie française" und persönlicher Freund Papst Pauls VI., im Osservatore Romano vom 23. 7. 1977 einen Aufsatz, der wohl als Rechtfertigung seiner — leider erfolglosen — Vermittlerrolle im Streit um die „Besetzung" der Pariser Kirche Saint-Nicolas-du-Chardonnet gedacht ist. Ausgangspunkt seiner Betrachtung ist das „Glaubensgeheimnis", das die Eucharistie darstellt, sowie deren „Transzendenz" im Hinblick auf „alles, was ihr als Ausdruck in Liturgie, Theologie, Philosophie dient". Die Transzendenz einer „*göttlichen* und menschlichen *Aktion*, welche die Zeit aufhebt", macht auch die Schwierigkeit ihrer Übertragung in menschliche Sprache und Gesten aus, eine Schwierigkeit, die er am Beispiel einiger „Antithesen" zu verdeutlichen sucht.

Erste Antithese: „Ist die Messe in erster Linie *numinos* (von numen = heilig)? Dann ist es nicht notwendig, sie in eine klare und verständliche Sprache zu übersetzen. Besser ist es dann, in eine Art Wolke (des Geheimnisses) einzutreten. Oder soll sie im Gegenteil durchsichtig, verständlich, allen zugänglich sein? Soll sie in erster Linie *luminos* (von ‚lumen' = Licht) sein? Dann muß sich ihr Geheimnis ausdrücken in Worten der Umgangssprache, in Lesungen, die alle verstehen und allen religiöse Unterweisung bringen."

Handelt es sich hier wirklich um eine Antithese, oder müßte man nicht eher von zwei einander *ergänzenden* Aspekten der Messe sprechen? Sollte die Messe nicht numinos und luminos zugleich sein (wobei nach unserer Meinung das Numen, der sakrale Aspekt also, unbedingt Vorrang haben

muß)? Denn es sind „heilige" Geheimnisse, die wir feiern. Und je „heiliger" ein Ritus ist, je mehr es ihm gelingt, die Sakralität des Geschehens auf dem Altar deutlich zu machen, desto mehr „Licht" bringt er den „viatores", die wir nun einmal in unserem irdischen Pilgerleben sind.[1] „Comprehensores" — Verstehende, Schauende werden wir ja erst, wenn „die Hülle dieses Erdenlebens in Staub zerfällt." Darum heißt „die heilige Messe feiern, ununterbrochen im Gebet verharren; denn sie ist für jeden einzelnen von uns eine persönliche Begegnung mit Gott" (Josemaria Escriva de Balaguer, Christus begegnen, Homilien, Adamas-Verlag, Köln, 1975). So gesehen ist das Verstehen der Worte noch lange keine Garantie für den innerlichen Mitvollzug, ja nicht einmal für das rechte Erfassen dessen, was am Altare geschieht. Und wer nicht als „Katechumene" in den Sinn des Meßopfers eingeführt wurde — und wieviele werden das heute überhaupt nicht mehr oder in unzulänglicher, wenn nicht gar irriger Weise! —, dem wird er sich auch nicht durch die Meßfeier in der Muttersprache erschließen. War es nur eine Verlegenheitslösung, weil es eben damals nur lateinische Messen und noch keinen „Schott" gab, wenn beispielsweise der hl. Franz von Sales in seiner „Introduction à la vie devote" Philothea auffordert, täglich betrachtend der hl. Messe beizuwohnen: „Das betrachtende Beten in Verbindung mit diesem göttlichen Opfer besitzt eine unaussprechliche Kraft,

[1] In einem kritischen Kommentar von Philippe Baud zu den Schriften des französischen „Einsiedlers" Marcel Légaut in Nr. 3/1977 der Schweizer Zeitschrift „Nova et Vetera" lesen wir:

„Sie sind Theologe", antwortet Marcel Légaut dem P. Varillon anläßlich einer Debatte über *den Glauben*. „Sie sprechen über Gott leichter als ich, und ich mache Ihnen das nicht ungern zum Vorwurf. Eine wichtige Regel, um die Integrität des Geistes zu respektieren, scheint mir ganz entscheidend darin zu bestehen, daß man nicht das weniger Dunkle erklärt durch das Dunklere, sondern bescheiden — aber auch vernünftiger — versucht, das Dunklere zu erklären durch das weniger Dunkle, ohne im übrigen die leiseste Hoffnung zu hegen, das auf befriedigende Weise zu schaffen ..." (Marcel Légaut, François Varillon, Débat sur la foi, D.D.B. 1972).

Dieser Denkregel, die allzu klar erscheint, bin ich nicht mehr so sicher, wenn es sich um die Gegenstände unseres Glaubens handelt. Nicht, als wollte ich mich auf den gegenteiligen Standpunkt stellen: das wäre Dummheit, und der Dogmatismus der Gnosen, die sich rühmen zu verdunkeln, um zu erhellen, ist noch unerträglicher. Doch an dieser Schwelle, wo der Geist auf den Glauben zustrebt, ist es *„das Dunkel"* oder *„das Geheimnis"* (von uns hervorgehoben), das ihm die Offenbarung des Kreuzes vorlegt? Nein, das ist kein Wortspiel. Das Dunkle ist ohne Licht, es ist Hindernis, die drohende, schwere Gefahr vor mir. Das Geheimnis dagegen ist bereits in mir, Finsternisse und allzu lebendiges Licht, vertraut und nicht widersprüchlich, noch versiegelte Quelle, deren Musik ich aber — bisweilen — schon vernehme, mitreißend und klar. Es ist dies eine andere Ohnmacht des Redens, so als stammelten die Lippen den Höhen entgegen: ein Strahl des Himmels, kaum erspäht und schon wieder verschwunden, der seine Sternschnuppen im schwarzen Wasser unseres Brunnens zurückläßt. *Das weniger Geheimnisvolle erklärt sich hier durch das größere Geheimnis* (von uns hervorgehoben), das weniger Dunkle durch das tiefere Dunkel — doch dies ist *„numinos"* (von uns hervorgehoben), muß man schon sagen, und *Licht!* ... Die Dunkelheiten Gottes sind für mich klarer — das glaube ich und will ich glauben — als alle meine Klarheiten verünftigerweise zusammengenommen.

so daß die Seele überströmt von göttlichen Gnadenerweisen . . .“? Selbst wenn man von allen Irrwegen absieht, die die Liturgiereform faktisch im Gefolge hatte, so bleibt immer noch die Frage offen, ob die in der Muttersprache gefeierte Eucharistie zu solch betrachtendem Beten geführt hat und damit zu einer Vertiefung der *innerlichen* Teilnahme, ohne die jede „actuosa participatio“ *unfruchtbar* bleibt. Darüber gibt es natürlich keine Statistik. Wohl aber zeigt die Statistik, daß sich die Kirchen nach der Liturgiereform in weiten Teilen der katholischen Christenheit geleert haben. Darauf geht allerdings Guitton in seinem Aufsatz nicht ein.

Zweite Antithese: „Ist die Messe ein Geheimnis radikaler Transzendenz, die uns bereits in den Himmel versetzt, wo sie der ewige Christus feiert? In diesem Fall wird man dieses Geheimnis verehren im Schweigen der Anbetung. Eine Art respektvoller Furcht treibt uns dazu, nicht zu kommunizieren, weil wir uns unwürdig fühlen. Oder ist die Messe im Gegenteil ein Geheimnis der Vertrautheit, ein Geheimnis unsagbarer und erstaunlicher Kommunikation? Dann wird man die Hostie wie das Brot an die Kinder austeilen, die Armen, die Sünder, unter der einzigen Bedingung der rechten Absicht. Dann wird unsere Vorbereitung darin bestehen, uns nicht vorzubereiten, uns hingebend loszulassen.“

Geht man davon aus, daß Guitton bei seinen „Antithesen“ die „alte“ und die „neue“ Messe vor Augen hat, so kann man derartige Gedanken nur mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen. Inwiefern hält etwa die Messe Pius' V. davon ab zu kommunizieren? Es wäre gewiß ein großes Unrecht, die jansenistische Kommunionpraxis dem alten Meßritus anzulasten. Überdies war diese Praxis längst vor dem Konzil überwunden. Andererseits scheint Guitton, nimmt man ihn beim Wort, für den Kommunionempfang nach dem neuen Ritus nur eine Voraussetzung zu verlangen: die rechte Absicht. Demnach wäre die vorherige Beichte im Falle einer Todsünde nicht mehr notwendig. Daß heute vielfach so verfahren wird, ist leider nur allzu wahr, aber zugunsten Guittons möchte man doch annehmen, daß seinerseits nur ein Versehen vorliegt. Ein Versehen, das jedoch bezeichnend wäre . . . Was den Gegensatz zwischen „Transzendenz“ und „Kommunikation“ angeht, so gilt auch hier in vollem Umfang das zur ersten Antithese Guittons Gesagte. Die Priorität gehört der Transzendenz. Und müßte gerade heute dieser Aspekt nicht um so mehr betont werden, als ja die „Entsakralisierer“ mehr oder weniger bestrebt sind, Gott auf die Ebene des „mündigen“ Menschen herabzuziehen, ihn als den „Kameraden Gott“ zu akkreditieren? Die Betonung des transzendentalen Bezuges in der Messe schließt aber die menschliche Kommunikation keineswegs aus. Sie rückt vielmehr die Perspektive zurecht. Das hat ein evangelischer Theologe, der

in diesem Zusammenhang gewiß unverdächtige Dietrich Bonhoeffer, in seinem Buch „Sanctorum communio, Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche" (Kaiser-Verlag, München, 1969, S. 185) trefflich zum Ausdruck gebracht. Daß er von einem anderen Ausgangspunkt — dem Problem der „Kerngemeinden" — ausgeht, tut seinen Ausführungen keinen Abbruch. „Man hat es beklagt, daß großstädtische Abendmahlsgemeinden darunter leiden müssen, daß sich die Teilnehmer nicht kennen; der Ernst des brüderlichen Gemeinschaftsgedankens werde abgeschwächt und die Feier verliere an persönlicher Wärme. Dagegen ist zu fragen: ist nicht gerade eine solche Gemeinde eine überwältigende Predigt von der alle *menschliche Gemeinschaft übersteigenden* Bedeutung und Wirklichkeit der Gemeinschaft der Heiligen? Ist nicht das Bekenntnis zur Gemeinde, zur Bruderliebe gerade dort am eindeutigsten, wo es vor jeder Verwechselung mit irgendwelchen menschlichen Sympathiegemeinschaften grundsätzlich geschützt ist? Ist nicht gerade hier der Wirklichkeitsernst der sanctorum communio, in der Jude Jude und Grieche Grieche, Arbeiter Arbeiter und Kapitalist Kapitalist bleibt, und wo sie doch alle *Leib Christi* (Hervorhebung d. Verf) sind, viel eher gewahrt, als dort, wo jene Härte mild verschleiert wird? Wo das wirkliche Bekenntnis zur Gemeinschaft der Heiligen da ist, da kann die Fremdheit und scheinbare Kälte nur die Glut des echten Feuers Christi anfachen, wo aber der Gedanke der sanctorum communio nicht erfaßt und bekannt wird, da kann persönliche Wärme das Fehlen des Entscheidenden nur verschleiern, nicht aber ersetzen."

Dritte Antithese Guittons: „Genügt sich die Messe selber völlig? Braucht sie Anwesende, die mittun, singen und nötigenfalls tanzen und jubilieren?" Lassen wir den Gründer des „Opus Dei" die Antwort auf diese typisch nachkonziliare Frage geben: „... Betet, Brüder, auch wenn ihr euch nur zu wenigen zusammengefunden habt; auch wenn sichtbar nur ein einziger Christ zugegen wäre: denn jede Messe ist das universale Opfer, der Loskauf aller Stämme und Sprachen, aller Völker und Nationen. Durch die Gemeinschaft der Heiligen wird allen Christen die Gnade jeder heiligen Messe zuteil, ganz gleich, ob sie in Anwesenheit von Tausenden gefeiert wird, oder ob vielleicht nur ein Kind, noch dazu zerstreut, dem Priester die Messe dient. Immer vereinigen sich Himmel und Erde, um zusammen mit den Engeln Gottes einzustimmen: Sanctus, sanctus, sanctus ..." (Homilie am 14. 4. 1960 in „Christus begegnen").

Noch mehr „modernistisch" angehaucht scheinen die folgenden Antithesen Guittons: „Soll sich die Messe dem Geheimnis der wirkenden Geschichte entziehen oder muß sie nicht so etwas sein wie die Speerspitze und der suchende Kopf der Menschheit in der Zeit? Soll man die Messe lesen

außerhalb der Welt oder mitten in der Welt oder über die Welt? Soll man die Katakomben suchen oder das dunkle Schweigen der romanischen Gewölbe? Oder soll man die Messe lesen im Freien, auf den Bergesgipfeln? Soll man sie lesen an vorher geweihten Orten oder auf Plätzen, die offenstehen für alle ohne Rücksicht auf die Winde, die dort wehen, und die Zerstreuungen, die sie umgeben?"

Wir verstehen offen gestanden nicht, wenn Guitton meint, es gelte zu wählen zwischen den verschiedenen Antithesen, und zwar *entsprechend den Mentalitäten, den Empfindungen und den Epochen.* Solches kann sich doch allenfalls auf „Stilfragen" beziehen! Und wenn er schreibt: „Und das Bedauern darüber, was in fataler Weise weggelassen wurde, wird melancholisch das bereichern, was offenbar wurde", so ist das nichts weiter als „schöne Literatur".

Unannehmbar erscheint uns folgende Behauptung: „Es ist unleugbar, daß das II. Vatikanum (das Konzil?, der Papst? oder die Liturgiereformer?) plötzlich den gewohnten Anblick der Messe verändert hat. Das Konzil(?!) tat es, um die Liturgie noch nicht dagewesenen Bedürfnissen anzupassen, an neue Missionen, deren höchstes es ist, das Evangelium Jesu Christi den Menschen dieses Jahrhunderts und der kommenden Jahrhunderte zu verkündigen. Und da die Zeit der Menschheit sich beschleunigt, mußte man auch die Veränderung beschleunigen, die Opposition entmutigen, operative Eingriffe machen und, wenn es Widerstände gab, auf Disziplin drängen." Gerne würde man von Guitton erfahren, um welche noch nie dagewesenen Bedürfnisse es sich handelt. Das Bedürfnis der Muttersprache gab es bereits im Zeitalter der Reformation. Recht seltsam mutet auch das Argument von der Beschleunigung der Menschheitszeit an, das dazu dienen soll, die überstürzte Einführung eines neuen Meßbuches zu rechtfertigen. Gewiß läßt sich eine solche Beschleunigung im naturwissenschaftlich-technischen Bereich nicht leugnen. Sie bleibt auch nicht ohne Rückwirkungen auf das kulturelle Leben der Menschen, wobei allerdings die negativen Folgen weitaus zu überwiegen scheinen, so daß man ohne Übertreibung von einer Epoche der Dekadenz sprechen darf. Ist es aber richtig, dieser „Beschleunigung" auch im religiösen und speziell im kultischen Bereich Eingang zu verschaffen? Has das nicht etwas mit der von Jacques Maritain gebrandmarkten „Chronolatrie" zu tun? Doch unterstellen wir einmal, die kulturelle Lage der Menschheit verlange tatsächlich eine tiefgreifende Anpassung auch der Liturgie, dann muß man sich aber doch ganz nüchtern die Frage stellen: Inwiefern trägt beispielsweise die dem Priester eingeräumte Möglichkeit, zwischen vier Kanones zu wählen, der spezifischen Mentalität des „modernen Menschen" Rechnung? Vielleicht weil dieser die Abwechselung liebt?

Abwechselung ist etwas, was den Menschen aller Zeiten imponierte, mögen auch die Gelegenheiten dazu längst nicht so zahlreich gewesen sein wie heute. Müßte die Kirche nicht als Reaktion auf eine Zivilisation, die wie kaum eine vor ihr gekennzeichnet ist durch das, was Pascal als „Zerstreuung" bezeichnete, gerade ihren Gottesdienst konzentrieren auf das *eine* Notwendige? Ist es nicht im höchsten Grade paradox, wenn gewisse progressive Kreise einerseits von Meditation — vornehmlich im Zusammenhang mit fernöstlichen Methoden — schwärmen, sich andererseits aber nicht scheuen, in den „Eucharistiefeiern" allen möglichen „Zirkus" abzuhalten?

Nehmen wir ein anderes Beispiel: Was hat der Wegfall des Staffelgebetes dem „modernen" Menschen eingebracht? Doch allenfalls einen Verlust an kontemplativen Beten, der zuerst den Priester trifft: „Einst begann der Zelebrant die Messe mit dem zweiten Teil des Psalmes 41, der in seiner Gesamtheit dieses Heimweh (nach dem Hause Gottes) ausdrückt. Mit seinem Schwanken, seinem Wechsel von Unruhe und Vertrauen gibt dieser Psalm vortrefflich den Seelenzustand des Zelebranten wieder in dem Augenblick, da er sich anschickt, die Liturgie dieses ‚schaudererregenden' Opfers, wie Theodor von Mopsuestia es oft in seinen wunderbaren katechetischen Homilien bezeichnete, zu vollziehen. (...) Diese Verse sind nicht dazu bestimmt, das heilige Opfer selber einzuleiten — das ist die Aufgabe des Introitus —, aber sie schaffen sozusagen das erforderliche allgemeine Klima." (P. M. Sirot o. p.: „Par delà le voile — illustration du Canon Romain", Cèdre, Paris, 1973). Man vergegenwärtige sich demgegenüber das „Klima", das in einer gottesdienstlichen Versammlung entsteht, wenn der Priester — animiert durch die Wahlmöglichkeiten des novus ordo, wenn auch nicht autorisiert — die Messe mit einem „schönen guten Morgen", wie das so häufig vorkommt, einleitet! ...

„Man müßte sich stets wenigstens eine Viertelstunde Zeit nehmen, um sich auf ein gutes Hören der Messe vorzubereiten. Man müßte sich vor dem lieben Gott zunichte machen nach dem Vorbild seiner tiefen Verdemütigung im Sakrament der Eucharistie, sein Gewissen erforschen. Denn um der Messe recht beizuwohnen, muß man im Stande der Gnade sein." Das sagte der Pfarrer von Ars. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die neuen (Kurz)-Formen des Sündenbekenntnisses der Messe Pauls VI., so wird man auch hier fragen müssen: Worin liegt der „Fortschritt"? Etwa darin, daß man dem schwindenden Sündenbewußtsein des modernen Menschen entgegenkommen möchte? Hätte es nicht echte pastorale Klugheit geboten, die Reinigung des Gewissens durch Bekenntnis, Reue und Buße vor Eintritt in das Heiligtum der Messe noch stärker als früher zu betonen? —

„Aufer a nobis, quaesumus, Domine, iniquitates nostras: ut *ad sancta sanctorum puris mentibus mereamur introire.*"

☆

Wie wir sahen, hat der Mittler von Saint-Nicolas-du-Chardonnet alle dialektischen Möglichkeiten zur Rechtfertigung der neuen Messe auszuschöpfen versucht. Dabei scheut er sogar nicht vor Sophismen zurück. Doch in den letzten Sätzen seines Aufsatzes, den er wohl in erster Linie für die Augen des Papstes verfaßte, entpuppt sich dann ein anderer Guitton. Ein Guitton, der zwar oft, wie er schreibt, die neue Messe „vorzieht" — was wohl eine Verbeugung vor Paul VI. sein soll —, der aber auch der Erinnerung an die vielen alten Messen, die er in seinem Leben gehört hat, nicht zu entrinnen vermag. Er fügt hinzu: „Unter einer Rücksicht hat sich das, was man als das Genie des Katholizismus bezeichnen kann, lange Zeit inkarniert in Gebeten, Weihrauchduft, Glasmalerei, Kniebeugen. Wir sind so lange ein knieendes Volk gewesen! Meine Generation mußte voller Bestürzung feststellen, daß die Priester es bedenkenlos hinnahmen, das Gegenteil von dem zu sagen und zu tun, was sie eigentlich tun und lehren sollten, ohne offenbar allzu großes Mitleid gegenüber den Leiden des Gefühlslebens, die mit den Leiden des Glaubens so nahe verwandt sind, zu empfinden." Nur zu gerne möchte man wissen, was im Geiste Pauls VI. bei der Lektüre dieser allerdings nicht ganz eindeutigen Zeilen vorging. Verschaffte er sich ein ruhiges Gewissen, indem er die darin angedeuteten Mißstände auf den in die Kirche eingedrungenen „Rauch des Satans" schob, oder interpretierte er die Sätze so, wie man sie auch interpretieren kann, daß sich seine Liturgiereform nicht ganz freisprechen läßt von der Schuld an dem Umsturz in der Kirche?

Wie dem auch sein mag, den folgenden Absatz hat der Papst vermutlich nicht gelesen. Wenn man dem „Courrier de Rome" glauben darf, fehlte dieser in der offiziellen, der italienischen Ausgabe des Osservatore Romano vom 23. 7. 1977. Er lautet:

„Darum bin ich überzeugt davon, daß das Verbot der sogenannten Liturgie Pius' V., das in einer Zeit des Übergangs vielleicht notwendig war, eine vorläufige Maßnahme darstellt. Ich sage, sie war notwendig, weil es in einer Zeit der Mutation und der Verwirrung und der Leidenschaften vielleicht nützlich ist, um die Reinheit der Absichten und die Größe der Opferbereitschaft zu testen, eine Maßnahme aufzuzwingen, die nicht sogleich begriffen wird. Das tut z. B. auch ein Armeeführer, wenn er seinen Truppen eine Prüfung auferlegt, um sie vor der Schlacht abzuhärten. Wenn aber

diese Verwirrungen aufgehellt, die Leidenschaften verflogen sind, dann wird man zu einer gerechten Bewertung der Dinge zurückkehren."

Diese Sätze sind ein Meisterwerk der Diplomatie, indem sie einerseits das Verbot der alten Messe als notwendig bezeichnen, was wir allerdings entschieden bestreiten, indem sie andererseits aber auch klar auf die Ungerechtigkeit dieser Maßnahme hinweisen, was wir nur begrüßen können. Jedenfalls wäre es kein Wunder, wenn die „Hofpoeten" des Papstes tatsächlich diesen Abschnitt ausgelassen hätten, und für uns kann die Antwort auf die beiden Fragen, die der „Courrier de Rome" stellt, keinem Zweifel unterliegen: „Hat Jean Guitton den Absatz für seine französischen Leser *hinzugefügt*, oder hat ihn der Osservatore Romano im Hinblick auf seine römischen Leser *unterschlagen?*" — Eins ist sicher, er hat ihn unterschlagen.

Gehört auch dies zur sogenannten Liturgiereform?

Von Theodor Kurrus

Leicht überarbeitete Fassung des Referates von Herrn Pfarrer Dr. Theodor Kurrus am 20. Oktober 1977 in der Abtei Weltenburg anläßlich der Tagung des Kuratoriums der „Bewegung für Papst und Kirche".

H.H. Studiendirektor Ulrich Lange hat in seinem Aufsatz „Im Namen der Wissenschaft oder der innere Zerfall der katholischen Kirche"[1] insoweit zur Liturgiereform Stellung genommen, als sich sowohl in deren offizieller Gestalt als noch viel mehr in deren praktischem Vollzug deutliche Symptome des Verfalls der Kirche zeigen. Diesen aufzuzeigen war sein eigentliches Thema in den genannten beiden Nummern der SCIDAE. Es war z. B. sicher kein peinliches Versehen, wenn es im § 7 der „Institutio generalis Missalis Romani" in der Augabe vom 6. April 1969 zuerst hieß:

> „7. Cena dominica sive Missa est sacra synaxis seu congregatio populi Dei in unum convenientis, sacerdote praeside, ad memoriale Domini celebrandum."[2]

[1] SCIDAE Juni 1977, Jg. 18 Nr. 3 und August 1977, Jg. 18 Nr. 4.

[2] „Das Herrenmahl oder die Messe ist die heilige Versammlung oder Vereinigung des Gottesvolkes, das zusammenkommt, um unter dem Vorsitz eines Priesters das Gedächtnis des Herrn zu feiern"; Missale Romanum ex decreto sacrosancti oecumenici concilii Vaticani II instauratum auctoritate Pauli PP. VI promulgatum. ORDO MISSAE, Editio Typica, Typis polyglottis Vaticanis 1969, S. 15.

Worauf, nur ein Jahr später, am 26. März 1970, in der zweiten Auflage dieser Text wie folgt korrigiert wurde:

> „7. In Missa seu Cena dominica populus Dei in unum convocatur, sacerdote praeside personamque Christi gerente, ad memoriale Domini seu sacrificium eucharisticum celebrandum."[3]

Die Umschreibung der heiligen Messe entsprach also in der ersten Auflage nicht mehr dem katholischen Glauben und wurde trotzdem in dieser Form dem Klerus offiziell bekanntgemacht. Die Korrektur hatte man zwar auch hochoffiziell, aber ganz unauffällig und diskret vorgenommen. Es war somit kein Lapsus, der passiert war, sondern ein deutliches Signal für die Mitwirkung von Kräften bei der Liturgiereform, deren Ziel es war, das genaue Gegenteil von dem, was dem Konzil vorschwebte, durchzudrücken. Die einzelnen Stückchen der neuen Liturgie, meint Lange, scheinen minder wichtig oder ohne Bedeutung zu sein, aber in ihrer Gesamtheit würden sie ein neues Bild von der Liturgie prägen. Kann man aber, so fragt er, eine solche Fülle von Formen und Texten samt Interpretationen unbedenklich ändern, ohne Gefahr für den Inhalt? Obwohl jede einzelne Änderung, für sich genommen, unwesentlich oder zumindest noch vertretbar erscheine, könne man vom Gesamtergebnis mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten, es habe sich an der eucharistischen Glaubensauffassung nichts geändert.

Und diese sogenannte Liturgiereform soll keinen Zusammenhang haben mit der Tatsache, daß so viele Priester ihren Beruf aufgaben? Der katastrophale Rückgang des Priesternachwuchses soll nichts zu tun haben mit der Verdunkelung des Bildes vom Priester in der neuen Liturgie? Mit Recht weist U. Lange darauf hin, daß der Übergang vom Singular zum Plural im „Suscipe sancte pater" (bei der Opferung), ohne den sündigen Priester mehr zu erwähnen, der für die Umstehenden das Meßopfer darbringt, und die Ausmerzung des Gebetes „Placeat" vor dem Segen, am Schluß der alten Messe, das an den dreifaltigen Gott gerichtet war, die frühere Heraushebung des allein bevollmächtigten „Opferdarbringers" eliminieren, dem Priester seine Rolle wegnehmen, so daß sein Beruf des wesentlichen Inhaltes entleert wurde. Statt der mystischen Einheit mit Christus, an dessen Stelle er fungieren soll, schiebt sich ein managerhaftes Rollenverständnis als Gemeindeleiter in den Vordergrund, bzw. eine conferencier-mäßige Vorstellung seines Amtes als Ansager oder Sprecher. Es sei nicht Kritiksucht oder Widerspruchsgeist, meint Lange, wenn wir immer wieder unsere Vor-

[3] „In der Messe oder im Herrenmahl wird das Gottesvolk zur Einheit versammelt, um unter dem Vorsitz eines Priesters, der die Rolle Christi übernimmt, das Gedächtnis des Herrn oder das eucharistische Opfer zu feiern"; Missale Romanum (wie Anmerkung 2), Editio altera typica, Typis Polyglottis Vaticanis 1975, S. 28.

behalte gegen die Liturgiereform anmelden. Kardinal Ratzinger bekannte in seinen „Thesen zum Thema: Zehn Jahre Zweites Vatikanisches Konzil" unter dem Titel „Abkehr von nachkonziliaren Irrwegen" (abgedruckt von Wilhelm Schamoni in „Theologisches", Januar 1976): „Wie weit die einzelnen Schritte der Liturgiereform wirkliche Verbesserungen oder eher Banalisierungen waren, wie weit sie pastoral klug oder töricht oder rücksichtslos waren, muß hier dahingestellt bleiben. Klar ist, daß auch bei der Vereinfachung und bei der möglichst verständlichen Fassung der Liturgie das Mysterium des Handelns Gottes im Handeln der Kirche und damit die unmanipulierte Vorgegebenheit des Kerns der Liturgie für Priester und Gemeinden wie ihr gesamtkirchlicher Charakter unangetastet bleiben müssen." Kardinal Ratzinger, damals noch Professor, meinte dann weiter, entschiedener als bisher müsse der rationalistischen Verflachung, dem geschwätzigen Zerreden, der pastoralen Unreife bei der Degradierung der Liturgie zum Gemeindekränzchen, der Herunterschraubung auf das Niveau der Bildzeitung entgegengetreten werden.[4]

Vor kurzem wurde bekannt, daß in einem Entwurf für einen neuen Kirchweihritus die Weihe des Sitzes für den Vorsitzenden der Eucharistiefeier vorgesehen wurde. Es ist kaum zu glauben, was man uns noch alles zumuten will. Und wie disproportioniert wäre die Weihe des Sitzes des Leiters der gottesdienstlichen Versammlung angesichts der Entkleidung der Altarweihe von ihrer früheren reichen Symbolik im Vergleich zu heute! Und diese Hervorkehrung des Sitzes des Vorsitzenden wäre geradezu unerträglich beim Gedanken an die sehr unbedarfte Theologie, die man heute leider nur allzuoft von diesem Sitze her vernimmt.[5]

Bleiben wir noch ein wenig bei der offiziellen Liturgie, und sogar bei deren amtlicher Fassung in der lateinischen Sprache, damit niemand in Ver-

[4] Die von der Liturgiekonstitution des 2. Vaticanums geforderte *perspicuitas* (Durchschaubarkeit) der Riten, so meint Bischof Dr. R. Graber, Regensburg, habe die Liturgie verarmen lassen und zugleich zu einer fast ausschließlichen Verwendung der Muttersprache geführt, jedoch mit dem unangenehmen Ergebnis, daß die zu sehr simplifizierten Riten und Worte jede Anziehungskraft auf Herz und Gemüt verloren hätten. Die *perspicuitas* habe den Rationalismus in die Liturgie eingeführt, das Mysterium beseitigt, die Liturgie dem Intellekt überantwortet und dadurch dem Menschen, der aus Bildern und Formen lebe, entfremdet. Mein eigener Lehrer in der Liturgik, Linus Bopp, welcher doch sehr trocken und nüchtern sein konnte, hat uns immer und immer davor gewarnt, das Mysterium (tremendum et fascinosum) und das Numinose zu unterdrücken oder zu unterlaufen; er hatte die Volksseele gründlich studiert und sah die neuen Auffassungen von Liturgik mit Besorgnis heraufkommen.

[5] Das Herabsteigen von der Kanzel zum Ambo scheint nicht selten sich auch auf die Qualität des Predigtwortes ausgewirkt zu haben. Vergleicht man die Sorgfalt, welche die Spätgotik oder der Barock auf die Gestaltung der Kanzeln legten, mit den elenden Gestellen oder Gestängen von heute, die man „Ambo" zu nennen sich erkühnt, dann darf man doch wohl noch fragen: Wann war die Ehrfurcht vor dem Gotteswort höher? Damals oder heute?

suchung komme, diese Dinge als weniger geglückte Verdeutschungen zu verharmlosen. Ich nehme das Stundengebet, die Liturgia horarum[6] und wähle aus diesem die *Preces* oder Fürbitten der 1. Vesper aus dem Commune der Marienfeste: hier hat man die Wahl zwischen „Plena gratia intercedat pro nobis" und „Plenam gratia intuere et exaudi nos"[7], also entweder: „Die Gnadenvolle bitte für uns" oder „Blicke auf die Gnadenvolle und erhöre uns". Das erste Mal bekennt man sich zur fürbittenden Macht der Gottesmutter, das andere Mal ist Maria für Gott nur ein Grund, unsere direkt an ihn gerichtete Bitte zu erhören, also ohne Interzession der Gottesmutter. Daß hinter dieser Duplizität System steckt und es sich nicht nur um einen Pluralismus in der Einstellung zu Maria handelt, erkennt man sofort, wenn man ein obligatorisches Muttergottesfest wie Maria Himmelfahrt heranzieht. Am 15. August heißt es an dieser Stelle des Stundengebets einheitlich für alle: „Plenam gratia intuere et exaudi nos".[8] Man hat also, um jene, welche eine interzessorische Macht der Muttergottes verneinen, nicht vor den Kopf zu stoßen, alle über einen Kamm geschoren und zu einer die Muttergottes degradierenden Formel genötigt! Und so in allen Horen dieser für alle verpflichtenden Sollemnitas. Dagegen in den *Preces* der Laudes im Commune der Muttergottesfeste verlautet es dann wieder sogar: „Intercedat pro nobis mater tua, domine": „Deine Mutter möge für uns eintreten, Herr!" Dies klingt gut, traditionell, aber es steht nun eben nur im Commune, und wer weiß, ob dieses nachgestellte Domine nach Intercedat pro nobis mater tua im Vergleich mit Plena gratia intercedat pro nobis nicht die Funktion einer Abschwächung der interzessorischen Macht der Muttergottes hat, bzw. die Fürbitte Mariens nur als ein Anhängsel an die Mittlerschaft Christi erscheinen soll? Wie man's dreht: es handelt sich um Berücksichtigung jener, die bei jeder ihnen übertrieben erscheinenden Muttergottesverehrung aufbegehren, und vor allem um eine Rücksichtnahme auf die sog. Ökumene. Wie es auch sei, Gebete, die sich dieses Tricks bedienen, kann man mehrere Male vorweisen.

Ein ganz anderes Beispiel: Bekanntlich ist die Sequenz „Dies irae" vollkommen gestrichen worden. Man bekommt sie, etwa in den Vertonungen von Mozart oder von Verdi, nur noch im Konzertsaal zu hören. Dies vorausschauend, hat die offizielle Studienkommission Nr. 7 des Rates zur

[6] Officium Divinum ex decreto sacrosancti oecumenici concilii Vaticani II instauratum auctoritate Pauli PP. VI promulgatum. Liturgia horarum iuxta ritum Romanum. (Pars) III Tempus per annum, hebdomadae 1—17, Editio typica, Typis Polyglottis Vaticanis 1975.
[7] Ebd. S. 1340.
[8] Officium Divinum etc. (Pars) IV Tempus per annum, hebdomadae 18—34, Editio typica, etc. 1975, S. 1057, ebenso S. 1064 (Laudes), 1067 (2. Vesper).

Durchführung der Liturgiekonstitution des Konzils (im St.-Martha-Palast im Vatikanstaat) in ihrer Publikation zu den von ihr vorgeschlagenen Hymnen des neuen Breviers „Hymni instaurandi Breviarii Romani", von 1968[9], vorgeschlagen: „Da es wahrscheinlich ist, daß dieser sehr bekannte und berühmte Gesang aus der Totenliturgie gestrichen wird oder nur noch *ad libitum* beibehalten wird, dürfte es nicht abwegig sein, ihn zu den Brevierhymnen zu gesellen; denn es wäre gewiß ein großer Verlust sowohl für die Dichtkunst wie für die christliche Frömmigkeit, diesen Hymnus zu verlieren, welcher, wie Daniel[10] in seinem *Thesaurus hymnologicus*[11] sagt, nach einstimmiger Meinung eine hohe Zierde der kirchlichen Poesie und die kostbarste Zimelie (= Kleinod) der Lateinischen Kirche darstellt. Als geeignete Zeit erscheint die letzte Woche nach Pfingsten, wann auch die Lesungen der Messe von der letzten Parusie des Herrn sein werden; zugleich wäre es auch eine Vorbereitung auf das Evangelium des 1. Adventsonntags, an welchem wahrscheinlich ursprünglich dieses Lied gesungen wurde."[12] Tatsächlich kann man in der 34. Woche des neuen Studengebets an den Werktagen das Dies irae, auf drei Horen verteilt, beten, aber es ist freigestellt. Zudem hat man es in der Totenmesse nicht einmal ad libitum belassen. Warum wohl? Schon etwa zehn Jahre vor dem letzten Konzil sagte mir ein Jesuitenpater, der Priesterexerzitien gab, es gäbe kein Fegfeuer von zeitlicher Dauer, sondern das persönliche Einzelgericht vor Gottes Thron sei schon ein Fegefeuer; auch leugnete er die Verschiedenheit von diesem persönlichen Einzelgericht und vom Jüngsten Gericht. Man findet wieder einmal bestätigt, daß nicht erst das II. Vatikanische Konzil die Verwirrung brachte, sondern daß es nur eine Schleuse war, durch welche modernistische Irrtümer, wie sie schon Pius XII. in „Humani generis" beschwor, nach oben kamen. Wir ersehen aber aus diesem Detail aus der Arbeit der für die Hymnen zuständigen Kommission, daß man damals, 1968, noch nicht daran dachte, die Zählung der Sonntage nach Pfingsten abzuschaffen.

Noch ein weiteres Beispiel: wir haben zweierlei, bzw. richtiger dreierlei, authentische Ausgaben des Meßbuches für die Bistümer des deutschen

[9] Consilium ad exsequendam constitutionem de sacra liturgia, Hymni instaurandi Breviarii Romani, Libreria Editrice Vaticana, Città del Vaticano, 1968.

[10] Hermann Adelbert Daniel, prot. Theologe und Geograph in Halle, schrieb 5 Bände Thesaurus hymnologicus (Halle 1841—56) und 4 Bände Codex liturgicus (Halle 1847—63).

[11] II, 103.

[12] Hymni instaurandi Breviarii Romani, p. 294.

Sprachgebietes[13], die „im Anschluß“[14] an das Missale Romanum erarbeitet wurden; sie unterscheiden sich durch Format und Farbe des Einbands. Die vollständigste, jedoch nur deutsche Ausgabe stellt das kleine grüne sogegenannte „Kapellen“-Missale dar, während die beiden großformatigen Ausgaben in rotem und in blauem Einband durch die Bandzahl und durch den Inhalt voneinander unterschieden sind. Band I im roten Einband enthält nur die Sonn- und Feiertage, das Commune der Kirchweihe und eine Messe für Verstorbene, zuerst deutsch, dann lateinisch; die Karwoche jedoch nur deutsch. Außerdem sind im lateinischen Teil eine größere Auswahl aus dem Commune und aus den Votivmessen, dazu noch ein *Lectionarium parvum* (um ausländischen Priestern entgegenzukommen). Aber dieser Band I ist nur in wenigen Kirchen vorhanden („Mit dem roten Meßbuch kann man nichts anfangen“!). Band II im blauen Einband ist dagegen vollständig, aber nur deutsch — bis auf die Karwoche (für welche es Spezial-Handbücher gibt). Dieses blaue Meßbuch ist (neben dem kleinen grünen) überall vorhanden. Aber es trägt die Bandzahl II mit Absicht, denn es ist in einem wichtigen Punkt unvollständig: es fehlen in ihm die allgemeinen Bestimmungen über die hl. Messe[15], insbesondere auch die Bestimmung Nr. 117 über den normalen Kommunionritus mit der Patene, welche der Kommunizierende mit beiden Händen unter den Mund halten muß.[16] Mit diesem raffinierten Trick erreichte man zweierlei: 1. daß die allgemeinen Bestimmungen für die hl. Messe inklusive der Bestimmung Nr. 117, die gegen die Handkommunion verlautet, im roten Meßbuch stehen, das man normalerweise kaum in einer Sakristei vorfindet, 2. daß umgekehrt das überall vorhandene blaue Meßbuch diese für die Handkommunion nachteilige Bestimmung nicht enthält. Als das grüne „Kapellen“-Missale erschien,

[13] Die Feier der heiligen Messe, Meßbuch, Für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes, Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch, Teil I: Die Sonn- und Feiertage deutsch und lateinisch. Die Karwoche deutsch. (1975) — roter Einband — Teil II: Das Meßbuch deutsch für alle Tage des Jahres außer der Karwoche. (1975) — blauer Einband — Kleinausgabe: — Das Meßbuch deutsch für alle Tage des Jahres. (1976) — grüner Einband.

[14] So vor dem Imprimatur in allen drei Ausgaben: „Das Meßbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes wurde gemäß Artikel 63 der Konzilskonstitution über die Liturgie im Anschluß an das Missale Romanum vom 26. März 1970 von der Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen des deutschen Sprachgebietes erarbeitet und von den Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie von den Bischöfen von Luxemburg, Bozen-Brixen und Lüttich als Auctoritates territoriales für den liturgischen Gebrauch approbiert.“ Dies ist wohl zu beachten und wurde schon hie und da von Rom als Entschuldigung bei Klagen wegen abweichenden Übersetzungen bzw. überhaupt Abweichungen vom lateinischen Originaltext ins Feld geführt.

[15] Institutio generalis missalis Romani des Missale Romanum von 1975 (vgl. Anm. 4). Diese stehen, wie gesagt, nur im I. Band, und auch dort bezeichnenderweise nur auf deutsch, Seite 19x—69x. Ein Priester, der genauen Original-Wortlaut auf lateinisch kennenlernen will, muß sehen. wie er an die lateinische Ausgabe herankommt.

werden die bereits an das blaue Meßbuch Gewohnten kaum daran gedacht haben, daß hier am Anfang jene Bestimmungen über die hl. Messe eingefügt sind, die im blauen fehlen; an die Handkommunion hatten sie sich so gewöhnt, daß sie wohl gar nicht auf die Idee kamen, daß sie im Widerspruch zur Einführung in das von ihnen benützte Missale stehen könnte. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt will beachtet werden: Die Unvollständigkeit von Band I (rotes Meßbuch) verhindert die lateinische Zelebration an Werktagen und an jenen Festen, die weder eine Sollemnitas noch ein Herrenfest sind, so z. B. an allen Apostelfesten außer Peter und Paul und an den meisten Marienfesten. „Da steckt System dahinter", sagte zu mir einmal ein Konfrater. Wer also unbedingt lateinisch zelebrieren möchte, muß sich nicht nur ein lateinisches Missale, sondern 4 lateinische Lektionare zulegen. Wir sind also auf den Stand vor dem 9. bzw. 10. Jahrhundert zurückgefallen, wo die Einführung der Plenarmissalien der große Fortschritt war. Eine Frage sei noch angeführt: Wie ist diese Sprachenpolitik mittels der Meßbücher Band I und II mit Artikel 36 § 1 und 2[17] und Artikel 54[18] der Liturgiekonstitution des letzten Konzils zu vereinbaren, welche doch dadurch klar zum Ausdruck bringen wollte, daß die lateinische Sprache die offizielle Kultsprache bleiben sollte?

[16] „Accipit deinde patenam vel pyxidem et accedit ad communicandos. Si Communio sub specie tantum panis fit, hostiam parum elevatam unicuique ostendit dicens: Corpus Christi. Communicandus respondet: Amen, et, tenens patinam sub ore, Sacramentum accipit." In der amtlichen Übersetzung des (roten) Meßbuchs: „Wenn die Kommunion nur unter einer Gestalt ausgeteilt wird, nimmt er die Patene oder Hostienschale, geht zu den Kommunizierenden, zeigt jedem einzelnen die Hostie, indem er sie etwas emporhält, und spricht: „Der Leib Christi." Der Kommunizierende antwortet: „Amen" und empfängt den Leib des Herrn; er hält die Kommunionpatene unter den Mund." Genauso steht es im (grünen) „Kapellen"-Missale. Man beachte den Unterschied von ‚patena' und ‚patina', erstere gehört zum Meßkelch, letztere ist das von Pius XI. eingeführte Gerät, dessen Vorgeschichte ich gerne einmal von einem Fachmann dargestellt sehen möchte; sie könnte aufschlußreich sein für die Vorgeschichte der Handkommunion. Die Übersetzung von ‚pyxis' mit ‚Hostienschale' statt Ciborium erscheint mir genau so wenig korrekt wie die Übersetzung von ‚sacramentum' mit ‚Leib des Herrn'. Auch müßte statt ‚unter einer Gestalt' es lauten ‚unter Brotsgestalt'.

[17] Constitutio de Sacra Liturgia „Sacrosanctum Concilium" 36 § 1 (Übersetzung nach Emil Joseph Lengeling, Lebendiger Gottesdienst 5/6, Seite 80): „Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll in den lateinischen Riten erhalten bleiben, soweit nicht Sonderrecht entgegensteht. § 2 Da jedoch bei der Messe, bei der Sakramentenspendung und in den übrigen Bereichen der Liturgie nicht selten der Gebrauch der Muttersprache für das Volk sehr nützlich sein kann, soll es gestattet sein, ihr einen weiteren Raum zuzubilligen, vor allem in den Lesungen und Hinweisen und in einigen Orationen und Gesängen gemäß den Regeln, die hierüber in den folgenden Kapiteln im einzelnen aufgestellt werden."

[18] Ebd. S. 116: „54. Der Muttersprache darf im Sinne von Art. 36 dieser Konstitution in den mit dem Volk gefeierten Messen ein gebührender Raum zugeteilt werden, besonders in den Lesungen und im „Allgemeinen Gebet" sowie je nach den örtlichen Verhältnissen in den Teilen, die dem Volk zukommen."

Noch ein Letztes: Eine der größten und bekanntesten Hostienbäckereien in unserem Vaterland, die neuerdings auch viele Schwesternhäuser bedient (oder durch sie Hostien weiterverkaufen läßt), die früher noch selbst Hostien backten, stellt sowohl ganz glatte weiße Speisehostien wie solche mit Bild her, dazu noch die sogenannten Brothostien. Es sei zugegeben, daß sich die Qualität der letzteren wesentlich gebessert hat, ohne freilich die durch ihre Eigenschaften verursachten Gefahren für den Verlust von Partikeln ganz auszuschließen. Aber auch die weißen Hostien, sogar die glatten ohne Bild, müssen gesiebt werden. Ich benütze dazu einen Hostienseiher vor dem Einfüllen in das Ziborium. Man glaubt nicht, wieviel Teilchen sogar bei diesen Qualitätshostien noch durchs Sieb fallen. Mit anderen Worten, man stellt sich nicht vor, wieviel lose Hostienteile — nicht bloß Hostienteilchen — von Priestern, die ihre Hostien nicht vorher seihen, mitkonsekriert werden und bei der Austeilung der Kommunion verloren gehen! Es ist unfaßlich, angesichts der früher so strengen Vorschriften über den Umgang mit dem Sanctissimum, wie sorglos man heute mit der hl. Eucharistie umgeht, ja, welche Gefahren durch Irreverenz gegen den Leib Christi durch die heutige Zelebrationspraxis heraufbeschworen werden. Da sich in den Aussagen des höchstens Lehramts zum Wesen der Eucharistie nichts geändert hat und die Transsubstantiation nach wie vor zum eucharistischen Dogma gehört, ist die Praxis gegenüber der Eucharistie sehr bedenklich (Ablution, Purifikation des Kelchs, Handkommunion usw.) und wäre strengerer Überwachung bedürftig. Die statt dessen angetroffene Sorglosigkeit kann ich mir nur so erklären, daß man tatsächlich nicht mehr an den alten Bestimmungen über den Umgang mit der Eucharistie festhalten will und daß man die Realpräsenz in lutherischem Sinn auffaßt.

Julien Green über die liturgischen Neuerungen

Julien Green, Mitglied der „Académie française", ist ein auch in der Bunderepublik bekannter Schriftsteller. Er wurde als Sohn amerikanischer Eltern im Jahre 1900 in Paris geboren und in einem vom Puritanismus geprägten Protestantismus erzogen. Mit 15 Jahren wandte er sich dem katholischen Glauben zu. Als charakteristisch für Leben und Werk Greens zitiert das bekannte Lexikon „Le Petit Robert" folgenden Satz von ihm: „Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die ich richtig zu verstehen vermag: den Mystiker und den Wüstling. Beide streben nach den Extremen und ein jeder von ihnen sucht auf seine Weise das Absolute."

Neben zahlreichen Romanen, die zu den bedeutendsten der zeitgenössischen französischen Literatur zählen, veröffentlichte Green auch ein „Tagebuch", von dem bisher 10 Bände erschienen sind. „La Bouteille à la Mer" (Die Flasche im Meer) ist der letzte in dieser Reihe (Ed. Plon, 1977). Er umfaßt die Zeit von 1972—1976. Nachstehend einige Bemerkungen Greens zu religiösen, insbesondere aber liturgischen Fragen.

6. April 1972: (...) Auf keinen Fall entferne ich mich von der Kirche, die die Kirche bleibt. Doch die Wege, die sie gegenwärtig beschreitet, geben zu denken. Man will die Kirche vom Evangelium trennen. Wenn das Evangelium genügt, wozu brauchen wir dann noch die Kirche? So urteilen die, die sie zerstören wollen. Das wird ihnen nicht gelingen. Aber die Gefahr liegt darin, daß der Feind die Kirche statt von außen her im Inneren angreift. Es gibt in der Kirche eine andere Kirche, die Satans Kirche ist.

8. Mai 1972: (...) Man sagt, die Kirche versuche, ihre Liturgie wiederherzustellen nach dem Vorbild der Urkirche, so als hoffe sie, durch Nachvollzug der Wirkungen auch deren Ursache zu neuem Leben zu erwecken, den Glauben der ersten Zeiten. Im übrigen nimmt sie die geistlichen Reichtümer, die die Liturgie im Laufe ihrer Entwicklung der katholischen Welt beschert hat, ziemlich leicht. Man wollte nichts mehr wissen von einer statischen, einer mumifizierten Kirche, der des 19. Jahrhunderts. Die Gefahr könnte darin bestehen, daß man sie durch eine statische Kirche des 3. Jahrhunderts ersetzt.

11. Mai 1972: Fest der Himmelfahrt. Wozu dient heute das (Volks-)Meßbuch in der französischen Messe? Der Priester liest die Messe vom Anfang bis zum Schluß mit lauter und verständlicher Stimme. Um ihn nicht zu verstehen, muß man schon taub sein. Ist das Meßbuch also für die Tauben bestimmt? Oder damit der Gläubige prüfen kann, ob der Priester die Messe auch richtig liest?

8. Februar 1974: Die bestürzenden Entscheidungen Roms werden, fürchte ich, den Graben, der die nachkonziliare Kirche von den Integristen trennt, noch mehr vertiefen. Der Priester soll das Recht haben, bei der Beichte zu fragen, ob der Pönitent seine Steuern zahlt. Es handelt sich hier um eine anfechtbare Einmischung. Ich glaube aber nicht, daß diese Entscheidungen angewandt werden. Die Tendenz zum Sozialen hin zeichnet sich in der Kirche immer deutlicher ab. Ich bin völlig damit einverstanden, daß man soziale Fragen behandelt, aber nicht in den Beichtstühlen. Im übrigen ist der Beichtstuhl in Gefahr. Die Beichte darf in der Kirche öffentlich und kollektiv sein. . . . Die Absolution wird mit einem Schlage allen und jedem erteilt. So wie die menschliche Natur aber nun einmal beschaffen ist, wird dies für viele Katholiken das Ende der privaten Beichte bedeuten. Zusammen mit der Menge bekennt man, gesündigt zu haben, und mit der großen Masse geht man zur Kommunion in der Illusion, eine formelle und ausreichende Lossprechung empfangen zu haben — wie bei den Anglikanern. Doch dies ist *nur ein Aspekt des großen Abgleitens in den Protestantismus* (Hervorhebung durch uns). Wo werden wir in zehn Jahren stehen?

7. März 1974: (. . .) Eine Dame schreibt mir, um mir vorzuwerfen, ich lehne die heutige Kirche ab. Doch sie täuscht sich. Die Kirche lebt weiter. Womit ich nichts zu tun haben will, sind die Verirrungen leicht bekloppter Pfarrer — und fort mit den Guitarren und dem Jazz zu den Füßen des Altares! Man versuche nicht, mir die verrückten Neuerungen und die Häresien eines Klerus, der den Kopf verliert und nicht mehr dem Papst gehorcht, als Wirken des Hl. Geistes zu verkaufen. Ist das klar?

31. März 1974 (. . .) Später sprach ich mit ihm (dem Pater Dodin) über die konziliare Messe: „Im Fernsehen nimmt sie bisweilen einen immer deutlicheren protestantischen Charakter an. Ich bin besonders befähigt (durch seine protestantische Herkunft) ‚den Braten zu riechen', den Taschenspielertrick, der darauf abzielt, die römische Messe in einer Weise auf die Ebene des Luthertums gleiten zu lassen, die verhindert, daß der wenig erleuchtete und nicht vorgewarnte Gläubige die Spitzbüberei merkt. Doch Sie wissen, daß die Heringstonne stets nach Hering riecht, und wenn ich im Fernsehen eine Kirche sehe, in der man diese Art Messe praktiziert, dann erkennt der Hering die Tonne. In diesem Punkt läßt sich ein Mann, der wie ich aus einer anglikanischen Kindheit kommt, nicht täuschen." Ich habe eine im post-konziliaren Geist verfaßte Schrift zitiert, wo man von der Messe als einer Gedächtnisfeier (Memorial) spricht, und nicht als von einem Opfer, während der vorkonziliare Katechismus uns klar sagt, daß die Messe die unblutige Fortführung des blutigen Opfers auf Kalvaria ist. „Die Aktualisierung", präzisiert P. Dodin.

6. April 1974: Präsident Pompidou hatte P. Riquet („Le Figaro" vom 5. 4.) erklärt: „Man hat wieder Saint-Sulpice (= Kitsch) in die Musik und die Lieder eingeführt. Das tut mir entsetzlich leid. Neulich war ich sonntags in Fouesnant während des Pfarrgottesdienstes ganz traurig wegen der Dürftigkeit und Albernheit der Gesänge. Plötzlich hörte ich den Chor eine gregorianisches Alleluja anstimmen. Das war wie ein großer, reinigender Luftschwall." Heute morgen in Notre Dame blieben ihm Kompositionen jüngeren Datums nicht erspart: ein farbloser Psalm usw. Doch er durfte auch gregorianische Gesänge hören, die er so liebte . . .

31. Mai 1974: Eine Bewegung in der Kirche von heute, die die Erstkommunikantinnen nicht mehr in Weiß gekleidet sehen möchte. Die Religion muß verschwinden, ich verstehe darunter, daß sie sich versteckt. Man erträgt sie nur noch im unsichtbaren Zustand. Jedes äußerliche Kennzeichen ist ein Angriff auf ich weiß nicht was, ohne Zweifel auf den Atheismus, auf die Gedankenfreiheit.

30. Juli 1974: (. .) Was den Glauben, Gott rette die Leute massenweise, angeht, so ist dieser, sagte P. Dodin: „. . . falsch wie der Teufel."

30. September 1974: Mag ich auch wenig Lust zur Kontroverse. und insbesondere zur religiösen Kontroverse haben, da ich kein Theologe bin, so vermag ich doch nicht zu unterlassen, zu bemerken, daß meine protestantische Mutter uns in bezug auf die Kommunion zu sagen pflegte: „Vergeßt nie, daß es sich um eine Gedächtnisfeier (Memorial) handelt, und um nichts anderes." Es war sogar das, was den protestantischen Glauben u. a. vom katholischen unterschied. Der Katechismus von Trient sagt in der Tat — und ich habe das im Alter von 15 Jahren gelernt, als ich von Pater Crété im Hinblick auf meine Abschwörung unterrichtet wurde —: „Das Meßopfer ist das gleiche Opfer wie das am Kreuz." So spricht man in unseren Tagen nicht mehr, wenn es um die Messe geht. Natürlich wird man sagen, ich sei Traditionalist, doch wie sollte ich annehmen, daß sich der katholische Glaube in bezug auf eine so bedeutsame Wahrheit hätte ändern können?

1. November 1974: Besuch eines Zisterziensers. (. . .) Im Laufe unserer Unterhaltung glaubt er, daß eine übermäßige Bindung an bestimmte Wesen ein Hindernis darstellt, denn Gott will von einem geteilten Herzen nichts wissen. Er sagt mir das leise mit einem Lächeln auf seinem intakten Kindergesicht. Er ist der Reisende, der aus fernen Ländern kommt, um mir diese Dinge am Ende des Tages zu sagen. Er beklagt die modernistischen Tendenzen einer gewissen Kirche, die Armut der ins Französische übersetzten Gebete, die teuflische Häßlichkeit der Melodien, die man die Gläubigen

singen läßt. Welche Sehnsucht nach dem Leben der Vollkommenheit er mir eingibt! . . .

5. November 1974: Aus einer neueren Untersuchung geht hervor, daß einer von hundert französischen Katholiken einmal im Monat zur Beichte geht. Man wirft der Beichte vor, keinerlei Veränderung zu bewirken. Man ist der Ansicht, es sei besser, vor Gott zu beichten, als hinter einem Gitter usw. Das sind die kritischen Anmerkungen der Protestanten gegenüber dem Bußsakrament. Doch es geht jetzt darum, mehr und mehr protestantisch zu werden. So wird man das Ende der Kirche herbeiführen, welche den einzigen und letzten Damm gegen das Chaos bildet.

14. Januar 1975: Gestern berichtete mir ein Katholik von einem Priester, der auf ihn den Eindruck eines Heiligen machte, und der versicherte, man dürfe sehr wohl eine fleischliche Bindung haben und ruhig kommunizieren, ohne vorher beichten zu müssen. Ich sagte meinem Besucher: „Sie wissen sehr wohl, daß das falsch ist." Antwort: „Ja, aber er ist weniger streng als Sie." Ich fragte ihn, ob er unter diesen Umständen kommunizieren ginge, was er verneinte. Also?

29. Januar 1975: Jean Denoel erzählt mir von katholischen Priestern, die in manchen Kirchen die anglikanische Sitte übernommen haben, sich mit Albe und Stola zu bekleiden, was zwar schön, aber protestantisch ist. Warum? Ich habe das in der amerikanischen Kirche der Avenue George V. vor dem 1. Weltkrieg gesehen. Angesichts solcher kindischer Imitationen vermögen die Protestanten nur mit den Schultern zu zucken.

14. April 1975: Besuch einer tiefgläubigen Musikerin. Sie ist entsetzt über die Not der Kirche. In einer Pfarrei hat sie auf einem Tisch einen Korb voller Hostien gesehen und die Aufschrift: „Wenn Sie kommunizieren wollen, bedienen Sie sich!" Man nimmt eine (nicht konsekrierte) Hostie und hält sie in der Hand, die man im Augenblick der Wandlung erhebt. Nachdem die Hostie so auf Entfernung konsekriert ist, nimmt man sie zu sich.

4. Mai 1975: Der Figaro veröffentlicht einen Auszug aus einem Buch von Michel Mohrt, „Les moyens du bord", dem ich folgenden Satz entnehme: „Die infamen Lieder, die ich heute in der Kirche höre, wenn ich mich zufällig einmal dorthin wage, erwecken von der Religion eine *verdummende und vulgäre* Vorstellung . . ." Genau das. Was ich heute morgen hörte, war so, daß man vor Scham darüber weinen mochte trotz eines kräftigen, den Gläubigen eingebleuten Kyries nach gregorianischer Art.

9. Juli 1975: In Athlone, im Herzen Irlands, im Hause des John Broderick, der mir ein sehr schönes, großes, sehr helles, hohes Zimmer zur Verfügung stellte. Kaum bin ich angekommen, als seine Haushälterin, die treue

Mary, die täglich 3 Messen hört, ganz aufgelöst aus der Kirche zurückkehrt, weil sie gehört hat, in Zukunft heiße es nicht mehr „Ich glaube an Gott . . .", sondern „Wir glauben an Gott . . .". Diese Form sei gemeinschaftsbetonter. Der Klerus scheint den Mantel des Schweigens über derartige phantasievolle Neuerungen zu breiten. Die einst treue Jugend meidet die neue Kirche.

John war neulich in Rom, wo ihn ein englischer Kirchenmann fragte: „Lieben Sie die Guitarrenmesse?" Antwort: „Überhaupt nicht." Daraufhin gab es gleich Streit um diesen Punkt sowie um alle derzeitigen Reformen der Kirche. Doch dieses alles ist ermüdend. „Was ist die Kirche?", lautet die Frage, die sich wie ich viele stellen.

23. November 1975: In „La Croix" vom 10. 12. 1969 der folgende Satz eines Protestanten, den Guitton zitiert: „Die neuen katholischen Eucharistiegebete haben die falsche Perspektive eines Gott dargebrachten Opfers fallen lassen." Ein anderer Protestant, der in Le Monde vom 10. 9. 1970 über „die entscheidende Entwicklung der katholischen Liturgie" spricht, bemerkt „die Verdrängung der Vorstellung, nach der die Messe ein Opfer darstellen soll". Man führt uns sanft nach Genf, wo uns die getrennten Brüder bereits mit offenen Armen erwarten! Vielleicht ist es das, was man die Wiedervereinigung der Kirchen nennt, doch ich habe den Anglikanismus im Jahre 1916 nicht aufgegeben, um mich 1975 darin wiederzufinden.

30. November 1975: Lange Unterredung mit P. Doulin in bezug auf die französische Messe. Im 16. Jahrhundert hat der Reformator Latimer wild in England gekämpft gegen den Opfergedanken in der Messe. Sieht es nicht so aus, als schließe sich die französische Kirche seiner Ansicht an? Weiß der Papst, was in Frankreich vorgeht?

3. Dezember 1975: Sehr besorgt und deprimiert in diesen Tagen durch die Lage der Kirche. Da, wo die Kirche von gestern vom heiligen Meßopfer sprach, spricht die Kirche von heute von Eucharistiefeier. Indem man die Worte ändert, ändert man das Wesen der Dinge.

12. Dezember 1975: (. . .) Mein Zisterzienser-Freund hat mich besucht, hat lange mit mir über die Krise der Kirche gesprochen. Wir wurden uns einig über die einzig mögliche Haltung: dem Papst gehorchen, der nichts anderes lehrt, als was wir immer geglaubt haben. Gewisse Bischöfe reden eine ganz andere Sprache und gehen in Richtung Protestantismus wie auch in die linke Richtung. Die Kirche ist weder rechts noch links.

30. Januar 1976: (. . .) Man sagt mir, die orthodoxe Kirche der „Rue Daru" sei sonntags und montags voll von Katholiken, die die bisweilen phantastischen Zelebrationen der gegenwärtigen Kirche satt haben.

3. Februar 1976: Louis Henri Parias hat mich gestern abend besucht, und sein Besuch hinterließ bei mir einen sehr starken Eindruck. Wir sprachen

in der Tat über den gegenwärtigen Zustand der Kirche. Er hat mir erklärt, offenkundig mache sich in ihr die Anwesenheit der Barbaren bemerkbar. Er hat einen Gedanken von Ortega y Gasset zitiert, der im Jahre 1920 schrieb, eines Tages würde es zu einer „vertikalen Invasion" kommen, und das wäre das Ende unserer Zivilisation. Vertikal, das heißt, die Eindringlinge schienen aus der Erde zu kommen oder wer weiß, woher. Das erleben wir heute. Wie hat das alles angefangen? Plötzlich waren die Barbaren da. Die Unordnung eines gewissen Klerus, seine Verrücktheiten, der Skandal seiner Haltungen sind die Frucht eines allgemeinen Niedergangs der Kultur. Die Schönheit zählt nicht mehr, verschwindet. Das Geheimnis und der Sinn für das Heilige gehen den gleichen Weg. Man kehrt ins vierte Jahrhundert zurück. Doch damals gab es den hl. Augustinus, und wenn er in den Kirchen über die Liebe sprach, klatschten die Leute Beifall. Man spricht heute vom Aufstand der Massen, vertikale Eindringlinge im Gegensatz zu den horizontalen Eindringlingen der ersten Jahrhunderte. Die entscheidenden sowohl geistlichen wie wissenschaftlichen Wahrheiten werden von einigen Menschen gehütet. Wenn die Barbaren sie erdrosseln, wird es Nacht über der Welt.

22. April 1976: Ein junger Ordensmann macht mir einen kurzen Besuch. Er erklärt mir: „Eine Verfolgung würde die Kirche retten, wenn sie rechtzeitig kommt. Doch wenn sie kommt, wird es dann noch echte Katholiken zu verfolgen geben?" Diese Worte stammen von einem Mann des Schweigens und des Nachdenkens.

18. Mai 1976: (...) Wieviele Fragen stellt man sich in meinem Alter! Wo stehe ich? Der Glaube ist da, gegenwärtig, doch hätte mich die nachkonziliare Kirche genau so angezogen, wie es die von 1916 tat? Liegt in dieser Frage nicht bereits die Antwort? Ich habe die Kirche meiner Jugend geliebt, wie man nur einmal in seinem Leben liebt. Das Konzil — man hat es mir zum Vorwurf gemacht — hat bei mir nicht die Begeisterung ausgelöst, die sich anderswo bekundete; aber trotz allem war ich und bleibe ich ein Sohn der Kirche, auch wenn ich in ihr das Antlitz der großen Verlassenen von gestern nicht mehr wiederentdecke. Die Kirche von Rom besitzt die Schlüssel des Hauses, aber ich fürchte die Zukunft. Ich habe immer die Annäherung der christlichen Kirchen gewünscht, ohne je zu glauben, daß es zu einer totalen Einigung unter ihnen kommt. Es wäre schon viel, wenn sie einander brüderlich erdulden würden. Sie könnten sich nicht zu einer verschmelzen, ohne ihren unterscheidenden Charakter zu verlieren, und die römische Kirche, der ich angehöre, würde eine Kirche unter anderen, während sie doch die einzige bleibt. Früher betete man für die Bekehrung der Protestanten und der Schismatiker. Das tut man nicht

mehr. Woher kommt dieses Schweigen? Es ist sicher, daß, würde die Realität des Sühneopfers beseitigt, wie das durch Luther, Kalvin, Zwingli und die englischen Reformatoren geschah, die Messe nicht mehr die Messe wäre und die Kirche nicht mehr die Kirche. Es gäbe dann in der Welt einen Protestantismus mehr.

Übersetzung: A. Schönberger

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Zehn Jahre Priesterausbildung in Holland von 1967—1977

Die Geschichte eines Fiaskos

Von Dr. J. Bots S.J.

Übersetzt und kommentiert von Gerhard Fittkau

Vorbemerkung

Der folgende nüchterne Bericht stammt von einem jungen holländischen Theologen, der aus dem Professorenkollegium der Kath.-Theol. Hochschule in Amsterdam ausgeschieden ist, weil er die Mitwirkung an dem zweckentfremdeten Institut nicht mehr verantworten konnte. Er ist jetzt Spiritual bei den Benediktinerinnen in Tegelen.

Seine Darlegungen lassen sich durch eine Unzahl von Vorgängen und Zeugnissen des Ungeistes an den hier beschriebenen Instituten belegen. Es ist um so unverständlicher, daß die Aufforderung der römischen Kongregation für die Studien und Seminare an die niederländischen Bischöfe, die (25) verheirateten Priester (und Ordensleute) als Professoren und Dozenten von den Theologischen Fakultäten und der Priesterausbildung zu entfernen, nicht befolgt worden ist. Welches Gewicht haben angesichts des nahezu perfekten Zerstörungswerks der Priesterberufe durch diese Fakultäten die von Kardinal Willebrands für die betroffenen Bischöfe, die gegen alle kirchliche Disziplin diese „Entwicklung" treiben lassen, in Rom vorgetragenen Bedenken, daß die Entlassung dieser Professoren und Dozenten einen unersetzlichen Verlust für die theologische Wissenschaft bedeuten würde und daß die staatlich einklagbaren hohen Abfindungen für die ihren Ordensgelübden und priesterlichen Verpflichtungen untreuen Priester nicht aufzubringen seien? Es sind die gleichen Theologen, die lautstark das Ende der konstantinischen Epoche der Kirche verkünden und die sich auf die staatliche

Beamtenstellung gegen die kirchliche Autorität stützen.

Die Ausflüchte, daß der Ausfall der Priesterberufe eine gottgewollte Chance dafür sei, daß die Kirche völlig neu strukturiert werden könne und endlich wieder „den Laien zurückgegeben werde", wie Bischof Bluyssen von 's Hertogenbosch den Strategen der „Entklerikalisierung, Entsakralisierung, Entsakramentalisierung" der Kirche nachspricht, verschleiern vergeblich den geistlichen Bankrott der Führung der Kirchenprovinz, die nicht den Mut hat, die bitteren Früchte der Revolte gegen Glauben und die kirchliche Disziplin zum Anlaß radikaler Umkehr zu nehmen.

Diese Tatsache erklärt den unversöhnlichen Haß, mit dem die tonangebenden Theologen und die ihnen hörigen Publizisten das erfolgreiche Aufbauwerk des Bischofs Johannes M. Gijsen von Roermond in seinem neueröffneten Priesterseminar in Rolduc verfolgen. Welche grotesken Formen dieser Haß annehmen kann, zeigte sich, als Bischof Simonis von Rotterdam eine von einem Laienkomitee gesammelte Spende von 200 000 Gulden bestimmungsgemäß an das staatlich nicht subventionierte Priesterseminar in Rolduc übergab, wo einige Priesterkandidaten seiner Diözese studieren, ohne dafür die Zustimmung seiner Diözesankurie einzuholen. Eine so selbstverständliche Erfüllung des Treuhandzwecks dieser Spende wurde zum Anlaß einer Pressekampagne gegen den Bischof genommen, bis sich die führende liberale Zeitung „De Telegraaf" über diesen „Sturm im Weihwasserfaß" lustig machte. Die übrigen fünf Bischöfe übten sich wie bei ähnlichen Anlässen unqualifizierbarer Hetze gegen die beiden jungen Bischöfe in „kollegialem Schweigen", obwohl (und vielleicht gerade wegen) der eindeutigen Gutheißung und Ermutigung, die Bischof Gijsen für den Neubaufbau der Priestererziehung im wahren Sinne der Weisung des II. Vatikanischen Konzils wiederholt erhalten hat.

Die offiziellen Hochschulinstitute für die Priesterbildnug in Holland

Drei von den fünf katholischen Ausbildungsinstituten für das kirchliche Amt feiern dieses Jahr ihr zweites Lustrum: die Katholischen-Theologischen Hochschulen in Amsterdam (KTHA) und Utrecht (KTHU), und die Theologische Fakultät in Tilburg.

Die Hochschule für Theologie und Pastoral in Heerlen (HTP) feierte voriges Jahr ihr zehnjähriges Bestehen. Zusammen mit ihrer älteren Schwester, der Theologischen Fakultät von Nimwegen, versorgte sie seit 1967 allein offiziell die Amtsausbildung in der niederländischen Kirchenprovinz, bis 1974 die in Rolduc gegründete Priesterausbildung des Bistums Roermond hinzukam.

Dieses Jubiläumsjahr scheint ein geeigneter Augenblick zu sein, vom Beitrag der 5 Institute für den Priesternachwuchs einen kurzgefaßten Überblick zu geben.

Wir beschränken uns ausdrücklich auf die Priesterausbildung, denn diese Anstalten bilden für eine Menge anderer Funktionen aus: Entwicklungsarbeit, Journalistik, Bibliothekwesen, Katechese, Pastoralarbeit in weiterem Sinne usw.

Das Ergebnis des Jahres 1976 nähert sich dem Nullpunkt

Zwar gehört die Priesterausbildung zu den Zwecken der Institute (sie bildet sogar den Rechtsgrund der staatlichen Subvention), aber es ist fraglich, ob dieser Zweck tatsächlich erreicht wird. Es zeigt sich, daß die Zahl der Weihen von Diözesanpriestern von 60 im Jahre 1967 auf 4 im Jahre 1976 zurückgefallen ist. Diese vier Weihen von Diözesan-

priestern, die 1976 im Bistum Roermond stattfanden, betrafen Kandidaten, die ihre Ausbildung entweder ganz oder für den letzten, entscheidenden Teil anderswo empfangen hatten. Damit ist 1976 der Nutzeffekt der fünf Priesterausbildungsinstitute für die Auffüllung des Priesterbestands in den 7 Bistümern auf den absoluten Nullpunkt herabgesunken. Die exakte Ziffer der Priesterweihen von Ordenspriestern im Jahre 1976 steht noch nicht zur Verfügung, sie wird aber, wie im Jahre 1974, wohl nicht die 15 übersteigen. Das bedeutet für mehr als 30 Orden und Kongregationen mit ungefähr 8000 Priestern einen Durchschnitt, der weit unter einem Neupriester für jede einzelne Ordensgemeinschaft liegt. Auch bei den Ordensgemeinschaften nähert sich der Priesternachwuchs der Nullinie. 1960: 227; 1965: 156; 1970: 44; 1975: 25; 1976: 15.

Ein Vergleich mit den benachbarten Ländern zeigt, daß die auch dort festzustellende fallende Tendenz für die Bundesrepublik Deutschland 50 % der Weihen beließ, für Belgien 40 %, für Frankreich 30 %, aber nirgendwo nahezu den Nullpunkt erreichte wie in der niederländischen Kirchenprovinz, soweit diese von den Theologischen Hochschulen abhängig ist.[1]

Freda Dröes, Studentin der KTHA, kommt in ihrer Examensarbeit zu dem Schluß, daß „sich die katholischen theologischen Hochschulen und Fakultäten zwar juridisch behaupten, aber als Ausbildungsinstitute im Dienst der Kirche ein ‚Fiasko' sind".[2]

Die Ausbildungsinstitute sind kontraproduktiv

Diese Sicht ist jedoch noch zu rosig. Es ist nicht nur so, daß fast kein Abiturient das Priesteramt wählt. Es ist schlimmer:

Die wenigen (etwa 10 %) Studenten, die ihr Studium an einer Katholischen-Theologischen Fakultät mit dem Verlangen anfangen, Priester zu werden, werden im Laufe des Studiums ihrem Beruf entfremdet. Im Dezember 1973 wurden alle 1019 Studenten der fünf katholischen Institute befragt. 331 von ihnen antworteten. Von den 126 Studenten, die ihr Studium in der Absicht begannen, Priester zu werden, hielten zur Zeit der Umfrage noch 36 an dieser Absicht fest.[3] 90 Studenten hatten also während ihrer Ausbildung die Gesinnung gewechselt. Als ein Dozent an der KTHA eines Tages feststellen mußte, wieviele reelle Priesterberufe dem Priesteramt entfremdet wurden, bemerkte er: „Es hat den Anschein, als wären wir statt eines Seminars zu einer Abtreibungsklinik für Priesterberufe geworden."[4] Mag man diesen Ausdruck auch derb finden, im Licht der Tatsachen wird man zugeben müssen, daß ein Priesterberuf die Ausbildung an einer dieser Ausbildungsstätten praktisch nicht überleben kann. Obschon die Leitung ausdrücklich behauptet, daß man u. a. Neupriester ausbilden will, ist man statt produktiv vielmehr kontraproduktiv.

[1] Kaski Memorandum 199, 11—12.

[2] Manuskript „Warum gibt es katholische theologische Hochschulen?" Amsterdam KTHA, März 1977, S. 93.

[3] Ton Nuy, Im Spannungsfeld von Theologiestudenten, Amersfoort 1975, 19 und 21.

[4] Zit. aus J. Bots: Der niederländische Katholizismus von heute in historischer Perspektive: Tijdschrift v. geestelijk Leven 32 (1976) 622.

Ursachen des Fiaskos

Aus dem Komplex von Ursachen, die die Studenten dem Priesteramt entfremden, wollen wir drei nachdrücklich hervorheben:

a) Fehlender Rahmen und Raum spiritueller Bildung

Dieser Mangel wird jetzt von allen Seiten zugegeben, von Dozenten, Studenten und von den Ordensobern, die zusammen mit den Bischöfen die Verantwortung für die theologische Ausbildung tragen. Es fehlt der Rahmen, innerhalb dessen eine systematische Einführung in priesterliche Spiritualität und persönliches und gemeinschaftliches Gebet stattfinden kann. Unsererseits, sagen die Obern, wird dies bejaht.[5]

b) Kirchenfremdes Klima der theologischen Institute

Die heutige Studentenschaft ist eine ganz andere als die, welche den Gründern der Institute vorschwebte. Im Jahre 1967 waren nahezu alle Studenten an ein Bistum, an einen Orden oder an eine Kongregation gebunden. Sie waren im vollen Wortsinn *Priester*studenten. Jetzt, 1977, bilden diese sog. „gebundenen Studenten" eine geringfügige, verschwindende Minderheit: 35 von den 248 an der KTHA (= 15 %), 3 von den 81 Studenten der ersten vier Jahre in Tilburg (= 4 %).[6]

Mancher Student ist außerkirchlich oder randkirchlich. Ton Nuy sagt in seiner oben angeführten Serie von Zeugnissen der Theologiestudenten, daß sie fast alle der Kirche kritisch gegenüber stehen (S. 25—28), manchmal aggressiv (S. 52), manchmal defätistisch (S. 77). Er schließt: „Das gilt für sehr viele der Studenten" (S. 78). Eine nähere Analyse ergibt, daß sich diese Kritik nach zwei Seiten richtet: erstens gegen alles, was mit der Kirche als Institution zu tun hat (Struktur, Dogma, Ethik, Tradition, kirchliche Ordnung); zweitens gegen die Basis der Kirche, den „Volks- und Bauernglauben" (S. 41, 45).

Offenbar werden die Glaubensgeheimnisse an den theologischen Hochschulen intellektualistisch gedeutet. Dadurch geraten die Studenten in ein Vakuum zwischen Führung und Basis der Kirche. Sie werden dem gläubigen Volk mit seinem intuitiveren Verständnis und Herzensdeutung der Glaubensgeheimnisse entfremdet. Aus den Zeugnissen ergibt sich, daß die Mode der Kirchenkritik von den theologischen Hochschulen selbst unkritisch betrieben wird, so daß sie zu kirchenfeindlichen Brutstätten ausarten müssen.

c) Eine dritte Ursache ist die Anwesenheit verheirateter Priester als Dozenten.

Diese stimulieren nicht die Entscheidung für das zölibatäre Priesteramt. Die niederländische Kirchenprovinz ist die einzige in der Welt, wo verheiratete ehemalige Priester (25, d. h. etwa 15 % des Dozentenstands) ihre Lehrtätigkeit an Theologischen Fakultäten fortsetzen. In keinem Land der Welt ist der Priesternachwuchs so gering wie in Holland. Liegt es nicht nahe, zwischen den beiden Erscheinungen einen bestimmten Zusammenhang zu vermuten?

Die Alternative: Rolduc

Wer Priester werden will, wird nicht auf die theologischen Hochschulen bauen. Es gibt eine Alternative: 1974 wurde in Rolduc eine neue Bildungsstätte nur für Studenten, die Priester werden wollen, errichtet. Es studieren da jetzt mehr als vierzig Priesterstudenten, die sich für das zölibatäre Priestertum entscheiden. Sie kommen aus nahe-

[5] Tagung der Ordensobern am 2. und 3. 4. 1974.

[6] Manuskript Freda Dröes, S. 102.

zu allen niederländischen Bistümern, nicht an letzter Stelle aus dem Erzbistum Utrecht und von der KTHU, der Theol. Fakultät von Utrecht, nämlich 15 % der Studenten in Rolduc. Offenbar haben die zunächst Interessierten, die Priesterstudenten selbst, aus dem Fiasko der theol. Hochschulen ihre Konsequenzen gezogen. Sie wählten die Alternative Rolduc.

Mangelnde Rechtsgrundlage für Staatssubvention

Seit 1974 sind die 4 neuerrichteten theol. Institute in Amsterdam, Utrecht, Tilburg und Heerlen vom niederländischen Staat anerkannt und als solche subventioniert. Damit wurden die Dozenten Beamte im Sinne des Gesetzes. Sie werden auf demselben hohen Niveau besoldet wie das akademische Universitätspersonal, mit einem Spitzengehalt von gut 100 000 Gulden für die ordentlichen Professoren. Diese großzügige Subvention wird zuerkannt „auf Grund der Tatsache, daß sie die *Priester*ausbildung der katholischen Kirche betreuen".[7] Da von den theol. Hochschulen kaum oder überhaupt keine Priester mehr kommen, ist dieser Rechtsgrund gegenstandslos geworden. Warum bezahlen die niederländischen Steuerpflichtigen denn noch ihre Steuergelder für diese Institute? Das ist die Frage, mit der eine neulich eingesetzte amtliche Arbeitsgruppe sich im Namen des Unterrichtsministeriums beschäftigen wird.

„Hochschulgraduierte in christlicher Weltanschauung und Religionswissenschaft" anstatt Priester?

In ihrer Kandidatenarbeit sagt Freda Dröes: „Die katholischen theol. Hochschulen sind, aus der finanziellen Perspektive gesehen (Subvention), eigentlich schon zu Staatsschulen geworden ... Noch bedeutungsschwerer ist aber, daß die Studentenschaft auf dem besten Wege ist, ebenso heterogen zu werden wie an jeder Universität. Obschon die Studenten fast alle aus katholischen Kreisen stammen, ist die ‚Glaubensfarbe ihres Geistes' ebenso verschieden wie an den Universitäten. Von vielen Studenten wird es denn auch nicht als billig empfunden, daß die hier durch die Bischöfe vertretene katholische Kirche in letzter Instanz über diese Institute verfügen kann."[8]

So geraten die Hochschulen in die Klemme: zwischen ihren ursprünglichen, kirchlichen Zielsetzungen (denen ein größerer Einfluß der kirchlichen Hierarchen entspricht) einerseits — und der „freien Aufstellung" gegenüber der Kirche bei der Überzahl der diesen Einfluß abweisenden Studenten andererseits.

Als mögliche Lösung aus der Sackgasse empfiehlt Dröes entweder eine Rückkehr zu den ursprünglichen Zielsetzungen, d. h. nur Priesterausbildung, oder eine juridische Entkonfessionalisierung, um die Tatsache der von der Kirche unabhängigen Stellung vieler Studenten und Dozenten zu legitimieren. Das heißt, sie trennen sich von den bis heute verantwortlichen Bischöfen und Provinzialobern. Diese von einer bestimmten Konfession losgelösten theol. Anstalten hätten dann zur Aufgabe die Ausbildung einer Art „Hochschulgraduierter im Christentum", „um der niederländischen Gesellschaft im breitesten Wortsinn zu dienen".[9]

[7] F. Dröes, siehe oben, S. 74.

[8] a.a.O. 6.

[9] F. Dröes, 53.

Zusammenfassung

1. Die 5 theol. Institute bieten sich u. a. als Priesterausbildungsstätten an. Das soll ihr „Image" sein und bildet den Rechtsgrund für ihre Anerkennung durch den Staat.

2. Es gibt nur einen kleinen Prozentsatz (etwa 10 %) der immatrikulierten Studenten, der dieses Angebot annehmen möchte.

3. Von den wenigen Priesterberufen halten die meisten dem Einfluß dieser Institute nicht stand. Die Institute wirken motiv-zerstörerisch.

4. Es läßt sich aus allen Bistümern, theol. Hochschulen und Fakultäten ein wachsender Strom zum Priesterseminar in Rolduc feststellen.

Nachwort

Als eine bezeichnende Illustration des Ungeistes, in dem die Theologiestudenten an den offiziellen Hochschulen und Fakultäten verbildet werden, aber auch der Scheidung der Geister, die sich anzubahnen scheint, sei folgender „Neujahrsgruß" an die theologischen „Kommilitonen" hier angefügt.

Dieses Papier erschien in der Wochenzeitung „De Bazuin" vom 16. 1. 1977, die ursprünglich von der niederländischen Dominikanerprovinz kerausgegeben wurde, aber seit Jahren auch von andern radikalen Propagandisten der „Neuen (revolutionären) Kirche" mitredigiert wird, wie von dem Augustiner L. van Gelder, dem Dominikaner Lascaris, dem Jesuiten Wim Boelens. Chefredakteur ist Dr. Karl Derksen O.P., der 1968 seine Ordensgelübde als „Machtmittel der Institution" wiederrufen hat, „um die kirchlichen Strukturen radikal zu durchbrechen" (Bulletin voor nederlandse dominikanern, Jahrg. 3, Nr. 16 vom 20. 10. 1968). Dr. Derksen ist von der Theologischen Fakultät Münster J. B. Metz promoviert und ist Propagandist der „Christen für den Sozialismus" und früherer Mitarbeiter von „Publik". Heute ist er „Studienleiter" der niederländischen Dominikanerprovinz.

Die jungen Studenten „posaunen" die modischen Schlagworte der „Politischen Theologie" und der neomarxistischen Uminterpretation des Evangeliums aus, die inzwischen von den jungen „Neuen Philosophen" in Frankreich als Schwindel entlarvt ist. Aber ihre Lehrer scheinen noch nicht zugeben zu wollen, daß das praktische Fiasko ihres Priesterbildungsauftrags die direkte Folge der Verfälschung und Verleugnung ihres kirchlichen theologischen Auftrags ist.

Theologen, paßt auf euer Geschäft auf!

Offener Brief (von vier jungen Theologiestudenten) an alle, die mit dem theologischen Unterricht in den Niederlanden zu tun haben.

Das neue Jahr scheint uns eine gute Gelegenheit zu sein, um auf einige Dinge aufmerksam zu machen, die uns heute alle sehr zu Herzen gehen. Wir, Studenten von drei Theologischen Hochschulen, sind beunruhigt über eine Reihe von Entwicklungen. Auf diesem Weg wollen wir uns bemühen, unsere Beunruhigung in einem positiven Beitrag zur Veränderung umzusetzen.

In den letzten ungefähr sechs Jahren ist viel verändert worden. Die Seminare sind weg, ein anderer Typ der Ausbildung ist gewachsen, der nicht mehr nur spezifisch auf die Ablieferung von Priestern ausgerichtet ist. Die direkte Folge davon war, daß ein anderer Typ von Theologie entstanden ist, ein anderer Typ von „Pastor", der offener auf die Gesellschaft hin ausgerichtet und

kritischer gegenüber der Kirche ist. Theologen und Pastoralarbeiter haben sich weiter orientiert und nun auch ihre Aufmerksamkeit auf Gruppen gerichtet, die vorher außerhalb ihres Gesichtsfeldes lagen. Sozialwissenschaften haben ihren Einzug gehalten. Wer hat noch nicht von Befreiungstheologien gehört? Auch wurde da nun endlich einmal über die Stellung der Frau in der Kirche nachgedacht.

Warum trotzdem unsere Beunruhigung? Rings um uns bemerken wir eine allmähliche Veränderung, die wir als eine *restaurative Tendenz kennzeichnen wollen.* Wir beobachten in den Niederlanden eine „Wiederversäulung". Man sucht wieder Geborgenheit und Sicherheit. Wie ein Angler mit seinem Köder ist man sparsam mit seinem erworbenen Gut. Kirchlich spüren wir einen gefährlichen „Heiligen-Rest"-Gedanken. Man sucht die Isolierung, weil die Außenwelt als bedrohlich erfahren wird. Leute wie Franzoni[10] sowie andere Christen, die sich als Sozialisten oder Kommunisten bekennen, fallen dann schon gleich aus dem Rahmen. Auch das Spukbild von der Sittenverwilderung macht dann wieder seine Runde.

Das Christentum ist wieder auf dem Weg zu einer Verinnerlichung religiöser Werte. Die Gottesbeziehung wird wieder personal auf das eigene Heil gerichtet und Unverbindlichkeit ist wieder Trumpf. Dies alles gilt auch für die Theologie: Eine neue Generation nistet sich auf den Theologischen Fakultäten ein, die innerkirchliche Ausrichtung tritt wieder in den Mittelpunkt. Die Studenten suchen Geborgenheit und Sicherheit und finden sie in einer Taizé-artigen Spiritualität. Es droht Theologie von einer Art innerkirchlicher Selbstbefriedigung getrieben zu werden. Es gibt kein gemeinsames Ideal mehr, keine Vision, kein Wagnis!

Was müßte sich überhaupt ändern und warum müßte dies geschehen? Warum? Aus unserer gläubigen Beschäftigung mit der christlichen Botschaft fühlen wir, daß es unausweichlich ist, sich an die Seite der Schwächsten in Wort und Tat zu stellen. Das Evangelium bietet hiervon keine Ausweichklausel, selbst nicht für Theologen.

Was konkret geschehen muß, ist, daß wir nicht die Isolierung suchen dürfen, sondern daß wir die Herausforderungen annehmen, die die Welt uns stellt. Ohne immer nach Garantien zu fragen, müssen wir ans Werk, voll Vertrauen an die Vision. Wenn Abraham bestimmten Theologen oder Soziologen begegnet wäre, hätte er nie mit allem, was er besaß, das Land Ur verlassen. Dasselbe gilt für Moses und für Jesus.

Für die Theologie bedeutet dies, daß Gerechtigkeit, Freiheit und Dienst wichtige Themen sein müssen. Wir müssen uns bewußt sein, daß Kirche, Theologie und Spiritualität, ob sie es wollen oder nicht, einen bestimmten Platz in der Gesellschaft einnehmen und daß sie an eine konkrete Wirklichkeit anknüpfen. In Wirklichkeit bedeutet dies augenblicklich, daß Kirche, Theologie und Spiritualität gesellschaftsbefestigend sind. Wir glauben aber, daß sie sich gerade auf gesellschaftliche Problemgebiete orientieren und für gesellschaftliche Veränderungen entscheiden müssen.

Dies verlangt eine Ausweitung der Theologie: Einerseits sollte der Gegenstand der Theologie erweitert werden, andererseits dürfen Veränderungsstrategien in der Theologie nicht fehlen.

[10] Der suspendierte und laisierte Benediktiner-Abt von St. Paul vor den Mauern in Rom, der mit seiner „Basisgemeinde" für die marxistische Ideologie und die kommunistische Partei Italiens agitiert.

Die oben angezeigten restaurativen Tendenzen müssen wir ausmachen und aussprechen. Wir müssen weitergehen auf dem Weg, den wir vor etwa 10 Jahren eingeschlagen haben, und nicht auf unseren alten Trott zurückfallen.

Dies alles hat wichtige Konsequenzen für die Ausrichtung des theologischen Unterrichts in den Niederlanden!

Einige positive Ansätze sind: Das Projekt „Arbeitslosigkeit" an der Katholisch-Theologischen Hochschule in Utrecht, die Ökonomische Theologie in Nijmegen, die pastoralausgerichtete Ausbildung an der Hochschule für Theologie und Pastoral in Heerlen, die „Christen für den Sozialismus".

Darum nun, Freunde, dieser Brief! Zu Beginn des neuen Jahres wollen wir alle Leser aufrufen, die Entwicklungen in den theologischen Ausbildungsgängen und dem ganzen kirchlichen Geschehen kritisch zu verfolgen. Ein Aufruf auch zu persönlichem Engagement in dem Kampf für eine christlichere Welt, im Glauben und Vertrauen darauf, daß der Weg Christi ein Weg zum Heil ist. Mit Isaias wünschen wir Euch ein kritisches 1977.

Gedenket nicht mehr des Früheren
und achtet nicht des Vergangenen!
Seht, ich tue Neues;
Schon sproßt es. Merkt ihr es nicht?
(Jes. 43, 18; 19a)

Ton Hanrath, Hochschule für Theologie und Pastoral Heerlen
Cor Arends, Katholische Universität Nijmegen
Bert van Kooten, Katholisch-Theologische Hochschule Utrecht
Paul Post, Katholisch-Theologische Hochschule Utrecht

Die Krise der katechetischen Erneuerung in England

Aus einem Brief von Kanonikus George Telford
an die Bischöfe von England und Wales

Vorbemerkung und Übersetzung von Gerhard Fittkau

Vorbemerkung

Der Verfasser der folgenden Stellungnahme zu der Arbeit der tonangebenden katechetischen Fachleute und Funktionäre in England war bis zu seinem Rücktritt von seinen Funktionen zu Beginn d. J. Vizepräsident und Sekretär der Abteilung für Katechese der Kommission für Bildung und Erziehung der Bischofskonferenz von England und Wales. Er erklärte in seinem Brief an alle Bischöfe dieser Konferenz u. a.:

„Ich möchte behaupten . . ., daß die moderne Katechese theologisch korrupt und spirituell bankrott ist. Ihre kritischen Abwertungen und Einschränkungen sowie ihre Neuerungen sind irrelevant und bedeutungslos für den katholischen Glauben und können nur seine schrittweise Auflösung bewirken. Die authentische Erneuerung der Katechese wird nicht von den Vertretern der modernen Katechetik kommen, sondern von den Gläubigen."

Für seine Anklage gibt Kanonikus Telford folgende Begründung, die angesichts der tatsächlichen Situation der Katechese auch in Deutschland, sowie im Hinblick auf die Macht des von Telford so genannten „katechetischen Establishments", zu dem ja nicht nur die Fachleute, sondern vor allem auch die Verleger gehören, aller nüchternen Beachtung wert ist. Eine ähnlich verhängnisvolle Rolle in der Entwicklung auf katechetischem Gebiet, wie sie das Höhere Katechetische Institut in Nimwegen für die Katechese in Holland und über dessen Grenzen hinaus gespielt hat, fiel dem von der Bischofskonferenz von England und Wales gestifteten und unterhaltenen „Corpus Christi College" zu.

Der Text des folgenden Berichtes wurde in der amerikanischen Wochenschrift „The Wanderer" vom 21. Juli 1977, S. 4, unter der Überschrift veröffentlicht: „Er verlor das Vertrauen in das katechetische Establishment".

Fortschritt nur durch Konflikt?

Meine frühen Bedenken gegen die Theologie der katechetischen Erneuerung wurden durch die Ereignisse nach der Veröffentlichung der Enzyklika „Humanae Vitae" bestärkt. Es war mir klar, daß die vom Corpus Christi College und andern angeheizte Rebellion gegen die Enzyklika nicht allein durch intellektuelle Schwierigkeiten, die in der Lehre selbst lagen, motiviert war. Vielmehr war die Enzyklika eine einzigartige Gelegenheit, die Lehrautorität der Kirche lächerlich und unglaubwürdig zu machen und schließlich zu leugnen. (Der Dozent) Peter De Rosa drückte dies bewundernswert deutlich im Herbst 1968 aus, als er verärgerten katechetischen (Diözesan-)Direktoren im Corpus Christi College sagte: „Die Geschichte beweist, daß Fortschritt nur durch Konfli kt zwischen dem Establishment und den Denkern erreicht werden kann."
durch Konflikt zwischen dem Establish-

Die Erinnerung an de Rosa und seine Kollegen[1] schwindet allmählich, aber das Prinzip, das er proklamierte, faßte feste Wurzeln und wird weiter in katechetischen Kreisen bis auf den heutigen Tag angewandt. Er sagt im Klartext, daß die Katechese von den Spekulationen „fortschrittlicher" Theologen, von den Ergebnissen von Diskussionsgruppen und von den Resolutionen katechetischer Konferenzen entworfen werden muß, weil nur unter diesen jene „Denker" zu finden sind. Die Erklärungen von Päpsten, Konzilien und Bischöfen sind lediglich Ergüsse „des Establishments". Sie sind daher in Frage zu stellen. In der Praxis jedoch ist es besser, sie privat lächerlich zu machen und sie in der Öffentlichkeit zu ignorieren oder sie aus der Katechese durch einen Prozeß allmählicher Verwässerung zu eliminieren. Doppelsinnigkeit ist ebenfalls ein wichtiger Teil der Technik: Geschickt angewandt, wird es möglich, von wesentlichen Lehren der Kirche in einer Weise zu sprechen und zu schreiben, die nichts mit irgend etwas zu tun hat, was die Kirche lehrt, oder der Lehre der Kirche sogar direkt widerspricht. Als goldene Regel gilt, alle klaren und deutlichen Aussagen zu vermeiden.

Während Peter De Rosa in den Öffentlichkeitsmedien als der Vorkämpfer der menschlichen Freiheit im Kampf gegen die päpstliche Oppression auftrat, reichte ich an Kardinal Heenan meinen Rücktritt von dem Vorstand des Corpus Christi College ein. Er redete mir diesen Schritt aus mit dem Versprechen, daß „etwas getan werde". Als nach einigen Monaten offensichtlich in Wirklichkeit nichts geschah, suchte ich

[1] Sie wurden durch Kardinal Heenan entlassen. G.F.

nochmals den Kardinal auf. Er erklärte Christi College oder gegen jemand von mir damals, er fürchte gegen das Corpus seinem Mitarbeiterstab etwas zu unternehmen, weil „dies nur zu einer Revolution im ganzen Land führen würde, im Vergleich zu der die Revolte gegen ‚Humanae Vitae' unbedeutend gewesen wäre". Ich bestand darauf, daß dies eine völlig unrealistische Ansicht sei, konnte aber den Kardinal nicht überzeugen.

Der Kern des Problems: Kontradiktorischer Pluralismus

Bei der nächsten Sitzung des Vorstands wiederholten Hubert Richards und Peter De Rosa ihre ständigen Klagen, daß das College von den Bischöfen nicht gefördert werde. Ich sagte, der offensichtliche Grund dafür sei ihr Mangel an Vertrauen zu der dort gelehrten Theologie. Ich zitierte aus einem Artikel in der laufenden Nummer des „Sower" (Sämann), in dem Father Francis Somerville verlangte, daß die Kirche einen „Pluralismus in der Theologie" anerkenne. Ich bat um eine Klarstellung, was hier unter „Pluralismus" gemeint sei. Sollte dies heißen, daß es nunmehr zwei Magisterien gebe, das der Kirche und das der Theologen, deren jedes verschiedene und sogar widersprüchliche Wahrheiten vertrete? Kardinal Heenan erklärte: „Ich glaube, Sie haben den Finger auf den Kern des Problems gerichtet." Er forderte die beiden Herren Richards und De Rosa auf, zu der Frage Stellung zu nehmen. Als sie dieses ablehnten, schlug der Kardinal eine außerordentliche Sitzung nach zwei Monaten vor, die ausschließlich dieses Thema diskutieren sollte. Ich faßte endlich Hoffnung.

Der Kardinal fällt um

Als die Sitzung stattfand, schien es jedoch, daß der Kardinal in der Sache seine Meinung völlig geändert hatte. Er zitierte die Kontroverse zwischen Molinisten und Thomisten über die Gnade und den freien Willen als ein Beispiel des „Pluralismus" und erklärte, die Kirche habe solche Freiheit immer den Theologen zugestanden. Dies allerdings war kaum eine zutreffende Parallele. Aber der Kardinal erlaubte keine weitere Debatte. Er erklärte seine Absicht, das College als eine Diözesaneinrichtung neu zu konstituieren, zum Unterschied von einer nationalen Institution. Er erklärte: „Die Bischöfe mögen nicht an das Corpus Christi College glauben, aber ich tue es." Der national zusammengesetzte Vorstand war damit ipso facto aufgelöst. Ich weiß nicht, was an seine Stelle getreten ist, wenn überhaupt etwas.

Der Bischof wird gezwungen, die Augen aufzumachen

Im Dezember 1971 wurde der gesamte Episkopat von England und Wales zu einer dreitägigen Konferenz ins Corpus Christi College zu dem deutlich erklärten Zweck gerufen, ein ernsthaftes Gespräch mit dem Mitarbeiterstab und den Studenten zu beginnen. Viele theologische Schlüsselthemen wurden besprochen. Aber es war unmöglich, eine klare Antwort auf eine klare Frage zu erhalten. Wenn man naiv fragte: „Ist Christus wahrhaft die zweite Person der Hl. Dreifaltigkeit?" Oder: „Wurde Christus wahrhaft durch den Hl. Geist ohne menschlichen Geschlechtsverkehr empfangen?", war die ständige Antwort: „Das ist die falsche Frage." Ein riesiger Wortschwall wurde dann aufgeboten zur Erklärung, aus der die Frohbotschaft der Erlösung als eine Art existenzialistischen Alptraums erschien. Einige Studenten, die anscheinend noch nicht die Künste theologischen Gegackers erlernt hatten, drückten sich deutlich über ihre Glaubensauffassungen aus. Bischof Grant (von Northampton) berichtete der Kon-

ferenz mit ungläubigem Staunen: „Ich habe gerade mit einem Studenten zu Mittag gegessen, der nicht an die Existenz der Seele glaubt. Ich sagte ihm: ‚Wir müssen die Sache genau klären: Wenn du morgen sterben würdest, würdest du weiter existieren?' Er antwortete: ‚Nur in der Erinnerung meiner Mutter, irgend so etwas'..."

Drei finstere Tage

Die heißeste Debatte lief über die Auferstehung: War sie eine dogmatische Tatsache oder nicht? Auf seiten der Leute vom Corpus Christi College blieb jegliche Aussage aus, die einer kategorischen Behauptung nahekam. Es zeigte sich jedoch eine offensichtliche Verachtung für jeden, der noch theologisch so unbedarft war, zu glauben, daß die Auferstehung tatsächlich geschehen sei. Einige, die etwas großzügiger dachten, erklärten, sie hätten nichts dagegen, daß sie geschehen sei oder auch nicht geschehen sei. In all dem endlosen Ringen und Jonglieren mit Worten waren die klaren, treffsicheren Erklärungen von Bischof Holland (von Salford) lichte und heile Momente in drei sehr finsteren Tagen.

Auflösung des katechetischen Landeszentrums

Das „Corpus Christi College" wurde schließlich im folgenden Juli geschlossen. Die nationale Revolution, die Kardinal Heenan fürchtete, fand nicht statt.

Die tendenziösen theologischen Blätter boten alles auf, um die Affäre als ein neues glorreiches Martyrium für die Sache der akademischen Freiheit aufzublasen. Dies war natürlich genau vorauszusehen. Ich war aber doch überrascht, als Kardinal Heenan in einer öffentlichen Erklärung aus Anlaß der Auflösung des Instituts erklärte, er persönlich habe „nie irgendwelche Zweifel bezüglich der Rechtgläubigkeit dessen gehabt, was im Corpus Christi College gelehrt wurde". Nur wenige Monate vorher hatte der Kardinal mir privat erzählt: „Von einem Gespräch, das ich vor kurzem mit dem Dozenten Bert Richards geführt habe, ist es mir ganz klar geworden, daß er nicht mehr an die Allerheiligste Dreifaltigkeit oder an die Menschwerdung in einem katholischen Sinn glaubt."

Eine neue Plattform

Im Mai 1969 hielt der „Rat für Katechese" seine Gründungsversammlung. Angesichts der bedrückenden Spannungen, die damals in der Welt der Katechese vorherrschten, und im Hinblick auf die Mitgliedschaft des Rates, der angeblich „für alle Formen religiöser Erziehung repräsentativ" war, war er vom Beginn an zum Scheitern verurteilt. Weihbischof Burke (von Salford), der Bischöfliche Vorsitzende des neuen Rates, stand vor einer völlig unmöglichen Aufgabe.

Die Vertreter des Corpus Christi College und ihre Mitläufer betrachteten den neuen Rat als eine Plattform, von der sie ihre Sache erneut vorantreiben könnten. Jede Sitzung war eine neue Gelegenheit für einen nur leicht verhüllten Konflikt in einer Atmosphäre oft geradezu neurotischer Spannung. Als Sekretär des Rates fand ich es unerträglich, ein Protokoll niederzuschreiben, in dem „führende Katecheten" sich an Themen hielten wie etwa: „Wir fangen erst jetzt allmählich an zu verstehen, was es mit der Eucharistie auf sich hat..." und nun jedermann mit Berichten bedienten, wie ihre aufgeklärte Katechese ungezählte Tausende von der Unwissenheit und dem Irrtum befreite, in dem sie so viele Jahre geschmachtet hätten.

Die Humanisten des Establishments graben sich ein

Für die wirksamere Verbreitung dieser „neuen Einsichten" machte der Rat für Katechese immer neue Forderungen nach Fonds, Gebäuden und Status. Der Grund für den Widerstand der Bischöfe war für mich immer sonnenklar. Aber die „fortschrittlichen" Mitglieder des Rates schrieben die Ablehnung lediglich dem „Mangel an wacher Bewußtheit . . ." zu.

Im Jahre 1972 wurde der Rat für Katechese durch die gegenwärtige Abteilung für Katechese ersetzt. Dies ist eine viel kleinere Kommission von Leuten mit gemäßigten Ansichten unter dem Vorsitz von Bischof Bowen (von Arundel and Brighton). Diese Abteilung ist eine erhebliche Verbesserung im Vergleich zu dem früheren Rat für die Katechese. Aber ich glaube nicht, daß sie die Macht und das Ansehen hat, wirksam gegen die vorhin beschriebene Situation, die ebenso stark immer noch das Feld beherrscht wie vor zehn Jahren, vorgehen kann, auch wenn viele ihrer führenden Persönlichkeiten nun nicht mehr (als Priester und Ordensleute) unter uns sind. Father Kevin Nichols ist beauftragt worden, ein Werk zustande zu bringen, das eine Art nationales katechetisches Direktorium sein wird. Ich bin überzeugt, daß Father Nichols seine Arbeit gewissenhaft tun wird. Aber man verlangt von ihm, ein Dokument zu produzieren, das „für alle Seiten akzeptabel ist". Father Nichols hat bereits über die äußerste Schwierigkeit gesprochen, die Ansichten von „verschiedenen Theologen" auch nur an einem so grundlegenden Begriff wie dem der Offenbarung miteinander „zu versöhnen". Father Nichols ist zu höflich. Ich würde sagen, daß es nicht nur „schwierig" sondern unmöglich ist. Ich sage voraus, daß das mühevolle Werk von Father Nichols ein Dokument hervorbringen wird, das unwirksam bleibt, weil es nicht eindeutig über die Dinge sprechen darf, auf die es am meisten ankommt.

Wiedererstandener Gnostizismus

Der Nationalvorstand der Religionsberater (National Board of Religious Advisors), d. h. der Leiter der Diözesanzentren für Katechese, ist die bei weitem einflußreichere Körperschaft. Viele Priester und Ordensfrauen in dem Vorstand haben das frühere Corpus Christi College absolviert. Die Professoren Richards und De Rosa werden von ihnen als Pioniere des Fortschritts verehrt, die schließlich durch die unerbittliche Tyrannei des „Establishment" zerschmettert wurden. Die Fackel jedoch, die sie entzündet haben, wird von ihren Schülern weitergetragen. Der Artikel von Father Anthony Bullen in „The Tablet" vom 27. März 1976 liefert dafür ein typisches Beispiel. Darin wiederholt und preist er die These von Richards, daß die Auferstehung als eine dogmatische Tatsache völlig irrelevant sei. Sobald man jedoch davon überzeugt sei, daß sie in Wirklichkeit nie geschehen sei, nehme sie eine bisher nie geahnte Bedeutung an. Father Bullen legt dar, daß die Weisheit dieser Erkenntnis offensichtlich nur jene haben können, die zu einer „Reife des Denkens, zu einer Wertschätzung subtiler Feinheiten, zu einem Empfinden für dichterisches Gefühl, das nur ein erfahrener und theologisch kompetenter Katechet verarbeiten kann", gelangt sind. Father Bullen selbst besitzt natürlich alle diese wünschenswerten Qualitäten. Als ich während meiner Seminarstudien den Gnostizismus studierte, kam es mir nie in den Sinn, daß dieser zu meinen Lebzeiten mit solch verblüffender Selbstsicherheit wieder auftauchen würde.

Der Geist esoterischer Aufklärung

Meine erste größere Konfrontation mit dem „Nationalvorstand der Religionsberater" hat im Frühjahr 1971 stattgefunden. Im Juli des voraufgegangenen Jahres hatte ich die Kühnheit, in der Wochenzeitung „The Universe" einen Artikel zu veröffentlichen, der die lehrhaften Grundlagen der zeitgenössischen Katechese scharf kritisierte. Ich hatte nicht erwartet, daß mich dies bei meinen katechetischen Kollegen beliebt machen würde. Trotzdem war ich überrascht über die Heftigkeit ihrer Reaktion. Bei der folgenden Jahreskonferenz wurde ich wütend zur Rede gestellt, weil ich mich nicht an die Parteilinie gehalten hätte. Im Laufe meines „Prozesses" stellte ich die Frage, warum nicht auch mir die gleiche Freiheit zugebilligt werde, die gegenwärtigen katechetischen Methoden und Versuche zu kritisieren, wie Peter De Rosa, der in dem amerikanischen „TIME"-Magazin über Papst Paul VI. und die Enzyklika „Humanae Vitae" schreiben konnte: „Er irrt sich, er ist völlig im Unrecht. Ich werde es von den Dächern schreien."

Das unvermeidliche Ergebnis war, daß ich von dem Vorsitz, den ich ungefähr ein Jahr mit Unbehagen eingenommen hatte, abgewählt wurde und Father David Konstant hineingewählt wurde. Mein Erscheinen bei den Jahreskonferenzen ist verständlicherweise seither recht kurz gewesen, aber immer noch mehr als ausreichend, um zu beobachten, daß der Geist esoterischer Aufklärung mit jedem Jahr angewachsen ist.

Neuer humanistischer Angriff

In diesem Monat fuhr ich nach London-Colney zu der Konferenz, nahm aber nur an einer Session teil, während der einstimmige Resolutionen durchgedrückt wurden für den Ersatz der Privatbeichte durch Generalabsolutionen für kleine Kinder, weil sie ohnehin ja keine wirkliche Beichte ablegen könnten und für heranwachsende Jugendliche, weil diese doch so verwirrt seien. Für Erwachsene sollte die Verpflichtung zur Beichte nach der Generalabsolution abgeschafft werden, weil, wie einer der „Periti" sich ausdrückte, „die Leute den Eindruck haben, als gebe die Kirche ihnen mit einer Hand etwas, was sie mit der anderen wieder nehme". Was genau „dies" in diesem Zusammenhang ist, wurde nicht spezifiziert. Ein anderer „Peritus" hatte die Stirn, aufzustehen und sicherzustellen, daß Bischof Bowen die Botschaft der Konferenz verstünde: „Sie verstehen, Mylord, daß wir eine Änderung der Regel fordern." Der Bischof wies deutlich darauf hin, daß in all diesen Forderungen kein Bezug auf die Weisungen des Hl. Stuhls bezüglich des Gebrauchs der Generalabsolution genommen werde und daß in Holland der weitgehende Gebrauch der Generalabsolution zu dem praktischen Verschwinden der Privatbeichte geführt habe. Dies machte keinen sichtlichen Eindruck. Der Bischof hätte auch hinzufügen können, daß die Vorschläge im Gegensatz zu der seelsorglichen Überlieferung der Kirche seit Jahrhunderten, im Gegensatz zu dem klar ausgedrückten Sinn der letzten Päpste und im Gegensatz zu den Kanones des Konzils von Trient stünden. Aber auch das hätte nichts geholfen. Hier lag ein weiteres Beispiel des unvermeidlichen Konflikts zwischen den „Denkern" und dem „Establishment" vor, der einzige Weg, auf dem Fortschritt erzielt werden könne.

Korrupte Theologie der Katechese

Dieses Dossier könnte endlos erweitert werden. Aber ich hoffe, daß die angeführten Beispiele hinreichen, um meine Gründe anzuzeigen und jede Verwick-

lung in oder Verantwortung für die nationale katechetische Politik oder Struktur zu kündigen. Es ist heutzutage Mode, von „Glaubwürdigkeitslücken" zu reden. Meine Glaubwürdigkeitslücke bezieht sich nicht auf die Kirche, sondern auf das katechetische Establishment und auf die Theologie, die seinen Direktiven und Strukturen zugrunde liegt. Ich habe einfach kein Vertrauen zu ihnen. Der Dominikaner Herbert McCabe schrieb einmal, die Kirche sei „korrupt". Damit reihte er sich selbst fest in die „Denker" ein. Ich möchte ebenso entschieden behaupten, daß „moderne Katechetik" theologisch korrupt und geistlich bankrott ist. Ihre scharfen kritischen Stellungnahmen und Neuerungen sind irrelevant und bedeutungslos für den katholischen Glauben. Sie können nichts anderes erreichen, als seine allmähliche Verwässerung. Die authentische Erneuerung der Katechese wird nicht von ihnen kommen, sondern von den Gläubigen.

Einiges gute Material ist neuerdings erschienen, nachdem jahrelang nur süßer Schund erschienen ist. Das Buch „The Teaching of Christ", das neulich in den Vereinigten Staaten erschienen ist, wird eine ausgezeichnete Lehrgrundlage für eine authentische Erneuerung der Katechese bieten. Dann gibt es die Reihe der Katechismen für alle Altersgruppen, welche die italienische Bischofskonferenz in Auftrag gegeben hat und die in englischer Übersetzung erscheinen wird. Diese Katechismen bieten gesunde Lehre in einfallsreichem und zeitgemäßem Stil. Veröffentlichungen wie diese werden dankbar von jenen vielen Priestern, Eltern, Lehrern und Katecheten begrüßt werden, deren Glaube trotz der Einbrüche falscher Scheinerneuerung überlebt hat. Es ist für mich ein großer Trost zu wissen, daß ich jetzt, da ich keine weitere offizielle Verantwortung für die „Einsichten" der gegenwärtigen nationalen Strukturen mehr habe, mehr Freiheit, Zeit und Energie haben werde, ein Programm der Erneuerung zu fördern, das dem Papst, den Bischöfen, dem Volk Gottes und der ganzen katholischen Tradition die Treue hält.

Vor und nach dem Konzil

Einige Notizen über die Liturgie in den Vereinigten Staaten von Amerika

Von P. K. Bedaux MSC

... Als einen der ärgsten Mißstände fand ich, daß viele Priester die tägliche hl. Messe als eine lästige Tagesaufgabe betrachteten. Die hl. Messe wurde schlampig und so schnell wie möglich „abgetan", um zur „Tagesordnung" überzugehen. Schon in den fünfziger Jahren gab es eine Anzahl Priester, die aus eigener Initiative probierten, die Liturgie den „modernen" Verhältnissen oder den Forderungen und der Mentalität der „modernen" Menschen anzupassen. Worin diese Forderungen bestanden, das bestimmten sie selbst. Man begann schon zu experimentieren: Gebete wurden verändert oder der Meßliturgie hinzugefügt; die Volkssprache wurde gebraucht usw. Aber es war keine feste Linie darin. Es war eine chaotische Verwirrung. Als das Vatikanische Konzil angekündigt wurde, waren die Erwartungen der Progres-

siven wie der mehr Traditionellen hoch gespannt. Das Dekret über die Liturgie war für viele eine Enttäuschung: die Bestimmungen gingen zu weit oder nicht weit genug. In Gesprächen mit Priestern und auch mit Laien kam ich bald zu der Erkenntnis, daß viele das Dekret nicht oder nur oberflächlich gelesen hatten. In beinahe allen Kirchen wurde der Altar herumgedreht oder vor den festen Altar ein Tisch gestellt; der Bildersturm, der in kleinem Maßstab vor dem Konzil schon begonnen hatte, ging so weit, daß in einer Anzahl Kirchen alle Bilder weggeräumt wurden; selbst prächtige Kunstwerke verschwanden oder kamen auf den Markt. Viele junge Priester hatten auf dem Seminar moderne Ideen mitbekommen und begannen mit eigenen Reformen zu experimentieren. Die ICEL, die *I*nternationale *C*ommission für *E*nglisch in der *L*iturgie, worin eine Anzahl sehr progressiv eingestellter Liturgiker saßen, machte in der Meßliturgie Propaganda für eigene Ideen in Übereinstimmung mit der Neuen Theologie: der Opfercharakter der hl. Messe wurde soviel wie möglich abgeschafft; der Altar wurde „die Tafel des Herrn"; das Wort „Altar" wurde nicht mehr gebraucht; die hl. Messe wurde „die *Mahlzeit* des Herrn". An sich stände nichts dagegen, diese Worte zu gebrauchen. Die hl. Kommunion ist auch ein wichtiger Teil der hl. Messe. Im Alten Testament und bei primitiven Völkern gehört ein Opfermahl zum Opfer. Aber wenn der Opfercharakter der Messe fast verschwiegen wird und viele Gläubigen nicht mehr begreifen, daß die Konsekration das Wichtigste in der hl. Messe ist, dann verschwindet etwas Wesentliches vom Glauben. Die Erhabenheit der Eucharistie war nicht mehr so deutlich für die guten Gläubigen, weil Gebete gekürzt oder ganz weggelassen wurden; auch das Sprechen in Englisch trug viel zum Abbruch der Erhabenheit der lateinischen Texte bei. Die eigenen Texte der Zelebranten klingen größtenteils banal. Da der Priester die Freiheit hat, in der jetzigen Meßordnung Teile zu ändern oder auf eigene Weise zu sagen, wird die Veränderung alle Tage ärger. Eine andere Besonderheit vieler Priester besteht darin, den Unterschied zwischen Priestern und Laien soviel wie möglich zu tilgen. In den offiziellen Meßgebeten wird verschiedene Male ein Unterschied gemacht zwischen dem Priester und denjenigen, die anwesend sind. Zum Beispiel: beim Orate frates: *Mein* und *euer* Opfer wird zu *unser* Opfer; und wenn der Priester den Segen gibt, wird „Es segne *euch*" verändert in „Es segne *uns*".

Zum Schluß: beinahe alle liturgischen Gebärden werden weggelassen: Kniebeugen, selbst bei der Konsekration, Verneigung des Hauptes beim Aussprechen des Namens Jesus, beten mit ausgestreckten Händen, die vorgeschriebene Kniebeuge beim *incarnatus est* zu Weihnachten und Mariä Verkündigung. An Stelle der schönen lateinischen Gesänge sind wenig schöne gekommen; eine Anzahl Volkslieder, die tatsächlich ziemlich sentimental klingen, aber beim Volke sehr beliebt waren, sind abgeschafft worden, aber es kamen im allgemeinen keine guten englischen Lieder an ihre Stelle. Lateinisch wird ganz wenig gesungen. Der Priester ist nun der „Vorsitzende" geworden, der „Leiter" oder „Vorsteher"; in sehr vielen Kirchen und Kapellen sitzt er mit dem Rücken zum Tabernakel; Kniebänke sind in vielen Kirchen weggeräumt. Während der Konsekration stehen die Anwesenden; viele Priester sehe ich nie vor dem Tabernakel knieen. Aus sogenannten ökumenischen Gründen lassen vor allem jüngere Priester das Gebet nach dem Vaterunser weg; manche Priester bitten die Gläubigen,

Teile der Kanonworte mitzubeten — was schon verschiedene Male ausdrücklich verboten worden ist —, auch den Schluß des Kanons: Durch Ihn und mit Ihm usw. Der Friedensgruß wird größtenteils abgewertet zu einer banalen Ansprache . . .

Übersetzt aus der holländischen konservativen Zeitschrift „confrontatie" 148/77 von H. Kramer

Merkwürdiges Imprimatur

Ein Beispiel für die seltsame Art und Weise, wie Bischöfe heute ihr Hirtenamt ausüben, ist die nachstehende Anmerkung, die der Bischof von Nancy in seinem Bistumsblatt (Notre Eglise, 3. 7. 77) veröffentlichte, und die von „Documentation catholique", Nr. vom 4./18. Sept. 77, übernommen wurde. Tadel wird versüßt durch „Ermutigung", auf dem begonnenen Wege weiterzugehen. Ein gegebenes „Imprimatur" wird nicht zurückgenommen, obwohl in dem fraglichen Buch unerlaubte Kanones empfohlen werden, es wird lediglich „eingeschränkt" . . . Über die praktische Bedeutung dieses „Monitum" wird sich der Bischof wohl kaum Illusionen machen. Aber mehr als „Augenwischerei" ist vermutlich sowieso nicht beabsichtigt.

„Anmerkung zu Eucharistiegebeten.

Im Oktober 1976 wurde ich um ein Imprimatur für das Buch „Liturgien eines Volkes" gebeten, das die Geistlichen Gorius und Thomas zu veröffentlichen wünschten. Wie sie in ihrem Vorwort erklären, arbeiten sie an der Erneuerung der liturgischen Feiern der Pfarrei Saint-Fiacre in Nancy, und zwar in der Absicht, dem Geheimnis der in der Kirche gefeierten Eucharistie treu zu sein, und in der Sorge, dem Leben der Menschen im Herzen des Gebetes einen Platz zu verschaffen. Ihre Realisierungen in Saint-Fiacre sind für viele Praktizierende oder Menschen auf der Suche Faktor der Erneuerung und Vertiefung. Ich möchte sie *ermutigen* (Hervorhebung durch die Red. der UVK), wissend, daß es noch zu wenig Initiativen in dieser Richtung gibt nach den Richtlinien des Konzils, auch wissend, daß diese Realisierungen schwierig sind.

Zu meinem großen Bedauern sind einige präzise Punkte der Wachsamkeit des Zensors, dem ich das Buch zur Prüfung überließ, bevor ich das Imprimatur gab, entgangen(!). Sowohl im Hinblick auf die Leser als auch auf die Verfasser möchte ich jede Zweideutigkeit ausschließen. Mein Imprimatur bezieht sich natürlich nicht auf die vom Heiligen Stuhl nicht autorisierten Hochgebete. Ich bedauere insbesondere, daß ein nicht erlaubtes eucharistisches Gebet auf Seite 253 abgedruckt ist und daß zwei andere empfohlen werden. Wie ich es bereits mehrfach und insbesondere in „Notre église" vom 26. 12. 76 getan habe, bitte ich auch jetzt klar und nachdrücklich alle Priester, die sehr großen Möglichkeiten, die das neue Missale eröffnet, zu nutzen, sich dabei aber an die von Rom gebilligten Eucharistiegebete zu halten, die uns in der Treue und der Gemeinschaft bewahren."

(A. Schönberger)

Hans Küngs Pläne
für die Verschrottung der katholischen Kirche

Ein Bericht von Dr. Frank Morriss über einen Vortrag von Hans Küng bei dem Colloquium „Toward Vatikan III" an der Notre-Dame-Universität in South-Bend, Indiana, USA. (The Wanderer, St. Paul, Minn., 9. 6. 1977).

Das Colloquium wurde von der Zeitschrift „Concilium" und der „Catholic Theological Association of America" veranstaltet. Der Bericht basiert auf dem Text eines Vortrags, der am Montag, dem 30. Mai 1977, von Küng gehalten wurde.

Den kühnsten Plan seit der spätmittelalterlichen konziliaren Häresie, um das Papsttum zu unterminieren und unter die Kontrolle anderer zu bringen, trug hier in Notre-Dame, Indiana, Hans Küng von der Universität Tübingen in Westdeutschland vor. Der Angriff gegen das Papsttum ist in einem Aufruf an die katholische Kirche enthalten, „sich selbst gewisser historischer Prärogativen zu entledigen", zu denen Küng „den autokratischen Jurisdiktionsprimat der Päpste" und die „Infallibilität der Päpste und der Konzilien in der Lehre . . ." zählt .

Auch wenn er erklärt, es würde der Initiative des Papstes „*oder* eines Konzils" bedürfen, um einen solchen Abbau der Autorität kanonisch zu legitimieren und für die Kirche als Ganzes bindend zu machen, empfiehlt Küng trotzdem Wege, um den Papst dahin zu bringen, in diesem Sinne zu handeln. Dies würde auf folgende Weise zu erreichen sein: „Ein bindendes Alter für die Amtsaufgabe, die Wahl durch repräsentative Gremien und eine machtvolle Bischofssynode". Ebenso gewinnt die Forderung nach einem *neuen Konzil* an Dringlichkeit.

Da Küng offensichtlich erkennt, daß dies von treuen und von ihm als rückständig angesehenen Katholiken als eine neue Revolution gegen die Kirche angesehen würde, gibt Küng folgendes zu bedenken: „Wie können die vorhandenen juridischen Strukturen in Bewegung von unten her gesetzt werden — ohne eine Revolution? Wie können wir ohne Revolution die Erfüllung dieser längst fälligen ökumenischen Forderungen durchsetzen? Auf diese Frage kann keine allgemeine Antwort gegeben werden. Trotzdem, auch der katholische Christ ist verpflichtet, *Gott* zu gehorchen ohne alle Menschenfurcht."

Zuvor legt Küng in seinem Vortrag, der unter einem ökumenischen Gesichtspunkt ein mögliches „Drittes Vatikanisches Konzil" behandelt, dar, wer seine umgestaltete Kirche kontrollieren würde.

„Die katholische Kirche muß sich mit dem Weltrat der Kirchen bemühen, ein *konziliares Modell* der Einheit zu schaffen. Alle Kirchen müssen in solch einem ‚Konzil' voll als Kirchen anerkannt werden. Unter den notwendigen Einschränkungen muß solch ein Konzil imstande sein, bindende Entscheidungen zu treffen."

Um den Weg für eine solche Kirche im Sinne Küngs zu bereiten, fordert der Schweizer Theologe die katholische Kirche auf, ihren „exklusiven katholischen Begriff der apostolischen Sukzession im Episkopat der katholischen und orthodoxen Kirchen im Gegensatz zu der Anerkennung des kirchlichen und sakramentalen Amtes der Reformationskirchen aufzugeben". . .

Dann würde die *volle Anerkennung der Ämter,* insofern diese vergleichbare Funktionen ausüben, folgen — institu-

tionelle, spirituelle, liturgische und dienstamtliche Funktionen. Der Plan fordert schnelle Lehrgespräche mit den Reformationskirchen, so daß „bedeutsame Übereinkünfte in naher Zukunft erreicht und als amtlich bindend proklamiert werden können".

Gewiß legt Küng diese Forderungen als ökumenische Anregung und Möglichkeit dar, aber er läßt keinen Zweifel daran, daß er selbst sie als wünschenswert vertritt und daß er sie für notwendig hält. Ja, er geht so weit, für eine Revolte zu agitieren, die als eine unter „verschiedenen Aktionsmöglichkeiten vorgeschlagen wird"... Zunächst empfiehlt er einen *„offenen Protest"*, verbunden mit dem „breitestmöglichen öffentlichen Appell an Papst und Bischöfe". Er erklärt, das Problem bezüglich der katholischen Kirche „ist in nicht geringem Maße ein Problem der Zivilcourage auf seiten der Bischöfe, der Theologen, der Pastoren und all jener, die in der Lage sind, öffentlichen Druck auf die Kirche auszuüben".

Zweitens erwähnt er die Notwendigkeit eines öffentlichen Zeichens"! Alle jene, die daran interessiert seien, solche Aktionen verantwortlich zu unternehmen, müßten dies zu einem vorher festgesetzten Zeitpunkt tun.

Es werden hier eindeutige Vorschläge gemacht, einen frontalen Angriff auf das Papsttum zu organisieren, um entweder seine Kapitulation zu erreichen, oder es seiner traditionellen Autorität und seines Primats durch eine Bischofssynode oder ein anderes ökumenisches Konzil zu berauben. (Natürlich könnten solche Körperschaften weder gültig noch legitim dies erreichen. Denn es ist *de fide,* daß die Autorität des Papstes kraft des Amtes und des Auftrags Christi suprem ist, daß sie dem Papst nicht genommen werden kann und daß sie auch nicht von ihm selbst aufgegeben werden kann, selbst wenn er es wünschte.)

Küng möchte zu diesen beiden öffentlichen Aktionen gegen das Papsttum „eine unermüdliche Argumentation" und eine „geistige Intensivierung" hinzufügen. Darunter erwähnt er die „Schlüsselrolle der Pfarrer und Theologen der katholischen Kirche". In dieser Schlüsselrolle müßten sie „mutig die Aufmerksamkeit auf die Verluste lenken, die durch die Kirchenspaltung verursacht sind. Sie müßten mit allen zur Verfügung stehenden Kräften die Wiederversöhnung herbeiführen ... Sie haben die Pflicht, jene Kämpfer in der Frontlinie des Ökumenismus vor Diffamationen und eventuellen Sanktionen zu schützen, wenn diese Frontkämpfer im Gehorsam gegen ihr eigenes Gewissen und ihren Glauben an den einen Herrn Jesus auf neues ökumenisches Gelände jenseits der Linien und der offiziellen Kirchenpolitik vorstoßen".

Was würde dem Papst in der Küngschen Kirche verbleiben? Ein „universales, pastorales, petrinisches Dienstamt". Was würde das bedeuten? Küng ist freimütig genug zuzugeben, es würde „den Papst seiner Prärogativen berauben".

Ob Küng diese „Prärogativen" als von Christus gegeben oder einfach von Menschen fabriziert ansieht, ist für das praktische Ergebnis dessen, was er dargelegt hat, ohne Belang. Es wäre eine neue Kirche, eine, die völlig verschieden wäre von der, die im Neuen Testament, in den frühen Dokumenten der Kirche, in den Schriften der Väter, in den Erklärungen der legitimen ökumenischen Konzile beschrieben ist.

Die Küngsche Kirche besteht aus alten Häresien. Das einzige, *was sich geändert hat, sind die Gesichter der Feinde des Papstes.*

Weitere „Ergänzungen" von Hans Küng

Vorbemerkung

Nach einem Bericht von Frank Morriss in „The Wanderer" vom 23. 6. 1977 hat Hans Küng bei dem von der Amerikanischen Theologischen Gesellschaft und der Zeitschrift „Concilium" organisierten Colloquium an der Notre-Dame-Universität in South-Bend, Indiana, USA, über die bereits in der Ausgabe vom 9. 6. 1977 berichteten Ausführungen hinaus noch folgende Erklärungen abgegeben.

Das Colloquium am 29. 5. 1977 hatte den Titel: „Auf das Dritte Vatikanum zu: Das Werk, das getan werden muß." Die Theologen und Soziologen, die an dem Colloquium teilnahmen, haben aber wiederholt die Hoffnung ausgesprochen, daß das von ihnen geplante Weltkonzil nicht im Vatikan, sondern an einem großen Universitätszentrum wie Loewen oder, wie der Präsident der Notre-Dame-Universität, Theodore *Hesburgh,* vorschlug, an seiner Universität stattfinden werde. Es könne auch Tübingen, Nimwegen oder Luzern sein.

Allerdings waren trotz mancher triumphalistischer Töne manche Teilnehmer nüchtern genug, einzusehen, daß ihre Pläne einer neuen und radikal veränderten katholischen Kirche nicht allzubald verwirklicht werden könnten. Immerhin glaubte Küng vermuten zu dürfen, daß der nächste Papst der letzte „nach Art des Zweiten Vatikanums" sein werde. Die meisten Teilnehmer hofften mit ihm, daß der Nachfolger Pauls VI. oder dessen Nachfolger eine neue Verkörperung des „Petrusdienstes" sein werde, daß er an die Entscheidungen eines Gremiums von Repräsentanten der konföderierten Kirchen gebunden sein werde und daß er von einem „repräsentativen Gremium" gewählt würde, in dem die Theologen selbst eine wichtigere Stimme hätten.

Was der Kirche dann blühen würde, ist aus den weiteren Anregungen Küngs ersichtlich.

Frank Morriss über die Vorschläge von Hans Küng

Über das Hauptthema seiner Anregungen für die Errichtung einer Art Neuer Kirche, die aus einer konziliaren Vereinigung aller Kirchen und Gemeinschaften bestünde, die sich auf irgendeine Nachfolge im Glauben an Jesus Christus beriefen, die die Apostolische Sukzession der Sendung und Autorität ersetzte, führte der Tübinger Theologe folgendes aus:

Die Unbeugsamkeit „insbesondere ... Roms" hat die ökumenische Bewegung zu einem Stillstand gebracht. Aber viele Christen sagen noch „Jesus: ja, die Kirche: nein!"

Die (offiziellen) Aufrufe zu vertieftem Studium, die Ernennung von ökumenischen Kommissionen, sind nur Verschleierungen dessen, was bereits erreicht worden ist, nämlich die Übereinkunft von „zahlreichen Theologen und Laien", daß die Unterschiede der Lehre und der Disziplin überwunden sind. ... „Die Beschwörung konservativer Kräfte innerhalb der Kirche und die allergischen Reaktionen der einfachen Gläubigen (grassroots) klingen vielen wie eine Ausflucht, um zu vermeiden, das zu tun, was getan werden müßte."

Und was ist das? Es bedeutet für die katholische Kirche: „Einseitige Akzentuierung zu korrigieren im Hinblick auf die Tatsache, daß der bindende Charakter und das konkrete Funktionieren ganz bestimmter Traditionen, z. B. gewisser Konzilsentscheidungen, noch nicht in vollem Umfang durchdiskutiert sind." Es bedeutet die Anerkennung des Grades des Konsenses über Gnade und Rechtfertigung als Beweis dafür, daß wir in dieser Hinsicht „in eine nach-

ökumenische Phase" theologischer Reflektion eingetreten sind. Es bedeutet, daß wir uns der notwendigen Untersuchung stellen, wer das wahre Amt besitzt und wer imstande ist, eine gültige Eucharistie zu feiern.

Es ist bezeichnend, daß zu diesem letzteren Punkt Küng erklärt: „Neue *Entwicklungen* haben die Problematik auf katholischer Seite wieder in Bewegung gebracht. Wir haben begonnen, die exegetischen und historischen Daten bezüglich des Ursprungs und der Entwicklung der Ämter der Kirche (USA, Malta und das deutsche Memorandum) ernstzunehmen und die charismatische Dimension der Kirche in gebührendem Ausmaß zu beachten. Man ist bereit zuzugeben, daß wenigstens in Notfällen die presbyterale und episkopale Sukzession übergangen werden kann (Malta-Übereinkunft und Memorandum der deutschen Ökumenischen Institute). Diese Positionen gehen Hand in Hand mit einer Relativierung der traditionellen Theorie der apostolischen Sukzession. Daß die Autoritäten in der katholischen Kirche dagegen einen massiven Widerstand setzen, ist ebenfalls wohlbekannt."

Dann zitiert Küng die Forderung der Übereinkunft von Malta, „daß die römisch-katholische Kirche ernsthaft die Angelegenheit der Anerkennung des lutherischen Dienstamtes prüfe".

In seinem vorsichtig nuancierten Angriff auf die päpstliche Autorität erklärt Küng folgendes zu „Themen, die reif sind für die Diskussion":

„Der päpstliche Anspruch auf Unfehlbarkeit bleibt immer noch das zentrale und schwierigste Hindernis für alle Bemühungen um eine Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche. In verschiedenen Abstufungen gilt dies ebenso für die Unfehlbarkeit, die für die Konzilien beansprucht wird, insbesondere für jene des Mittelalters und der modernen Zeit. Dieser ganze Komplex muß nun in Angriff genommen werden. Es ist notwendig, neue Lösungen zu testen, wie dies die anglikanisch-katholische Kommission mit dem Vorschlag getan hat, die Indefektibilität der Kirche in der Wahrheit des Evangeliums als den Ausgangspunkt für eine Lösung zu nehmen." (Die Indefektibilität der Kirche ist Küngs persönlicher Vorschlag als Substitution päpstlicher Infallibilität.) In einer Arbeitsgruppe wurde die Indefektibilität in der folgenden Weise beschrieben: „Sie bedeutet, daß die Kirche irren kann, aber in der richtigen Richtung."

Zu dem Thema „Reformen in der katholischen Kirche" erklärt Küng: „Nationale Bischofskonferenzen sind in der Lage, die dringend notwendige praktische Dezentralisation der Kirche vorwärtszutreiben."

Aber später äußert er sich pessimistisch über das Ergebnis: „Wir haben noch nicht eine wahrhaft ökumenische Organisation für ökumenische Arbeit durchgesetzt. Unsere Bemühungen sind noch viel mehr darauf konzentriert, unsere getrennte konfessionelle Vergangenheit zu studieren, als die Zukunft der kommenden Vereinigten Kirchen auszuarbeiten."

Küng jedoch tut persönlich sein bestes, diese Kirche vorwegzunehmen. In einer „Liturgie"-Feier reichte er Marjorie Hyer die Kommunion, einer nichtkatholischen Reporterin für die „Washington Post". Dies kam mit einigen leichtherzigen Worten auf einer Pressekonferenz zur Sprache. Ich fragte Küng, ob er wußte, daß er die Kommunion einer Nichtkatholikin reichte. Er sagte, er könne dies nicht wissen, es sei ihm aber gleich ... „Sie muß jedem gegeben werden — sie ist ein Zeichen der Einheit, nicht der Teilung."

Übersetzung und Einführungen:
Gerhard Fittkau

Eucharistieverständnis heute

Nach einem Bericht der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 12. August 1976 hat die Zweimonatsschrift „Evangelische Theologie“ (Chr. Kaiser-Verlag, München) ihr Heft Nr. 6/1975 unter das Thema „Abendmahl“ gestellt. Nach der Meinung des Berichterstatters habe nicht nur unter den Protestanten ein Bemühen um Neugestaltung des Abendmahls, aufgrund neuer Erkenntnisse der wissenschaftlichen Theologie und insbesondere der Exegese des Neuen Testaments, nach einer langen Phase der Erstarrung spürbaren Einfluß auf die kirchliche Praxis gewonnen. Dies habe auch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils in Verständnis und Praxis der Eucharistiefeier zuwege gebracht und „manches erheblich gewandelt“. „Durch unvoreingenommene Kenntnisnahme des gegenseitigen Eucharistieverständnisses wird der Weg für die Interkommunion bereitet.“

Als Beleg für diesen „Wandel“ wird eine Zusammenfassung des Beitrags des Mainzer katholischen Dogmatikers Theodor Schneider in folgender Weise gebracht:

„Theodor Schneider gewährt einen Überblick über die neuere römisch-katholische Diskussion. Die alten Bezeichnungen wie Messe, Meßopfer und Altarsakrament sind weitgehend durch das Wort ‚Eucharistiefeier‘ verdrängt worden. (Es ist ein Wort aufgenommen, das bei Zwingli in Übersetzung als ‚Danksagung‘ erscheint. Für das ökumenische Gespräch wäre damit eigentlich ein gemeinsames Wort gefunden.) Schneider würdigt die wichtige Rolle des Zweiten Vatikanums, begleitet die theologische Debatte und die liturgischen Reformen. Er setzt einen theologischen Schwerpunkt in der Kennzeichnung der Eucharistie als Osterfeier. Er hebt den personalen Charakter der Christusbegegnung im Vollzug einer gemeinsamen Handlung hervor. ‚*Die Eucharistiefeier ist nicht die Darbringung oder Anbetung einer uns gegenüberstehenden heiligen Gabe auf dem Altar, sondern das Mahl des Gedenkens und Dankens, das zum Ziel hat die Darbringung des ganzen Christus aus Haupt und Gliedern . . .*‘ Die Realpräsenz wird heute besser in den Begriffen Transsignifikation, beziehungsweise Transfinalisation erfaßt als in der Bezeichnung Transsubstantiation.“

Dies ist wahrhaftig ein „*gewandeltes Eucharistieverständnis*“. Weder die Väter der alten Kirche noch des Tridentinischen Konzils noch des Zweiten Vatikanums dürften darin das katholische Verständnis des eucharistischen Opfersakramentes wiedererkennen.

Gerhard Fittkau

Die lateinische Kirchenmusik im Panorama der römischen Bischofssynode

Von Andreas Schönberger

„... auch sollte der kulturelle Wert der lateinischen Kirchenmusik erhalten bleiben." Wir lesen diesen Halbsatz in dem Bericht über die Lage der Kirche seit der letzten Synode, den Erzbischof Degenhardt, Paderborn, zu Beginn der Bischofssynode 1977 in Rom gab. Seinem „Panorama" lagen, wie die deutschsprachige Ausgabe des Osservatore Romano vom 28. 10. 1977 bemerkt, Stellungnahmen von 42 Bischofskonferenzen aus aller Welt zugrunde. Zur Charakterisierung seiner Arbeit erklärt der Erzbischof einleitend: „Getreu der Mahnung des hl. Paulus ‚Prüfet alles und behaltet das Gute!' (1. Thess. 5, 21) will dieser ‚conspectus' versuchen, die Ereignisse der letzten Jahre im Leben der Kirche im Licht des Heiligen Geistes zu verstehen und als Anruf Gottes zu erkennen. (....) Dieser Bericht kann nicht den Anspruch erheben, eine gründliche Analyse der Entwicklungstendenzen der heutigen Zeit und der Kirche Jesu Christi geben zu wollen. Er versucht vielmehr, einige Entwicklungslinien aufzuzeigen und einige Akzente zu setzen, die Aufmerksamkeit verdienen und die für die derzeitige Situation der Kirche in der Welt charakteristisch zu sein scheinen."

Wenden wir die von Erzbischof Degenhardt hier selbst aufgestellten Kriterien auf den eingangs zitierten Halbsatz an, der sich übrigens im II. Abschnitt des „conspectus" — „Besondere Probleme der Kirche in unserer Zeit" — unter der Rubrik „2. Liturgie" findet, so heißt das, daß der Berichterstatter versucht hat, auch die „lateinische Kirchenmusik" — das Wort „gregorianischer Choral" fehlt bezeichnenderweise — zu „prüfen", „im Licht des Heiligen Geistes zu verstehen und als Anruf Gottes zu erkennen". Offenbar auf Grund der ihm vorliegenden 42 Stellungnahmen von Bischofskonferenzen aus aller Welt kam er dann in bezug auf die „lateinische Kirchenmusik" zu der ihm „für die derzeitige Situation der Kirche in der Welt charakteristisch" erscheinenden Akzentsetzung: „Auch sollte der *kulturelle* Wert der lateinischen Kirchenmusik erhalten bleiben".

Wir haben uns die Mühe gemacht, in einem Wörterbuch eine Definition des Wortes „Kultur" nachzulesen. Richard von Kienle sagt in seinem „Fremdwörter-Lexikon" (Keysersche Verlagsbuchhandlung, München) dazu: „...alles von Menschen Geschaffene als Gesamterscheinung sowie als Leistung von Zeiten oder Menschengruppen, als materieller wie geistiger Besitz..." Den kulturellen Wert der lateinischen Kirchenmusik erhalten, bedeutet demnach nichts anderes, als den Wert derselben, insofern er einen geistigen Besitz der Menschheit darstellt, zu bewahren. Wäre man boshaft, würde man die Forderung des Erzbischofs nach Erhaltung des „kulturellen" Wertes der lateinischen Kirchenmusik so interpretieren, daß sie bereits als erfüllt gelten darf, wenn ihre Konservierung auf Schallplatten sichergestellt ist. Nun, wir wollen zugunsten von Erzbischof Degenhardt annehmen, daß er unter Erhaltung der lateinischen Kirchenmusik deren lebendige Pflege versteht. Dann bleibt aber immer noch die Tatsache, daß er — oder die Bischofskonferen-

zen? — diese Art von Musik ausschließlich unter ihrem „kulturellen" Aspekt betrachtet. Es ist kaum anzunehmen, daß es sich hier um einfaches Versehen handelt. Man muß vielmehr davon ausgehen, daß der Berichterstatter seine Worte im Hinblick auf die Bedeutsamkeit des von ihm verfaßten Dokumentes und trotz seiner Länge sehr wohl abgewogen hat, und das vor allem auf einem so heißumstrittenen Gebiete, wie es die Liturgie nun einmal heute darstellt. Das hieße dann ganz einfach, daß bei der Prüfung und Wertung der „lateinischen Kirchenmusik" wohl kaum der Heilige Geist Pate gestanden hat, sondern eher der „Geist der Entsakralisierer". Denn den „kulturellen" Wert des gregorianischen Chorals vermag auch ein Atheist zu schätzen, sofern er im übrigen ein ästhetisch geschultes Ohr besitzt. Ein Erzbischof dagegen sollte doch wohl in erster Linie aufgeschlossen sein für den „sakralen" Wert der „lateinischen Kirchenmusik". Zum mindesten läge er damit eindeutig auf der Linie des 2. Vatikanischen Konzils: „Die überlieferte Musik der Gesamtkirche stellt einen Reichtum von unschätzbarem Wert dar, ausgezeichnet unter allen künstlerischen Ausdrucksformen vor allem deshalb, weil sie als der mit dem Wort verbundene gottesdienstliche Gesang einen notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie ausmacht. In der Tat haben sowohl die Heilige Schrift wie die heiligen Väter den gottesdienstlichen Gesängen hohes Lob gespendet; desgleichen die römischen Päpste, die in der neueren Zeit im Gefolge des heiligen Pius X. die dienende Aufgabe der Kirchenmusik im Gottesdienst mit größerer Eindringlichkeit herausgestellt haben.

So wird denn die Kirchenmusik um so *heiliger* (von uns hervorgehoben) sein, je enger sie mit der liturgischen Handlung verbunden ist, sei es, daß sie das Gebet inniger zum Ausdruck bringt oder die Einmütigkeit fördert, sei es, daß sie die heiligen Riten mit größerer Feierlichkeit umgibt." (Konstitution über die heilige Liturgie, Nr. 112). Und die gleiche Konstitution sagt in Nr. 116: „Die Kirche betrachtet den Gregorianischen Choral als den der römischen Liturgie eigenen Gesang; demgemäß soll er in ihren liturgischen Handlungen, wenn im übrigen die gleichen Voraussetzungen gegeben sind, den ersten Platz einnehmen."

Wie so manche andere Aussage des Konzils ist auch diese Vorschrift des 2. Vatikanum toter Buchstabe geblieben. Ja, 14 Jahre nach der Verkündung (4. Dezember 1963) der Liturgiekonstitution ist nach dem offiziellen Bericht für die römische Bischofssynode die „lateinische Kirchenmusik" — vom gregorianischen Choral ganz zu schweigen! — nur noch als „kultureller" Wert von Interesse . . .!

☆

Anmerkung der Redaktion: Aus Gründen der Gerechtigkeit sei darauf hingewiesen, daß es wohl kaum eine Domkirche gibt, in der der Gregorianische Choral so intensiv gepflegt wird wie im Dom zu Paderborn, der Kathedralkirche des Erzbischofs Degenhardt. Jeden Tag findet hier ein lateinisches Choralamt statt. Die lateinische Vesper bei den diesjährigen Liborifeierlichkeiten, bei der das überfüllte Gotteshaus die Psalmen im Wechsel mit der Schola sang, war ein überwältigendes Erlebnis. Erzbischof Degenhardt ist also wohl mehr als Berichterstatter in Erscheinung getreten denn als Referent seiner eigenen Überzeugung.

Schreiben des Erzbischofs Pintonello an die italienischen Mitbischöfe

Die „Königsteiner Rufe" vom Sept./Okt. 1977 veröffentlichten unter der Rubrik „Zeichen der Zeit", in der „pro- und contra-Stimmen" kommentarlos dem Leser zur Beurteilung übergeben werden, den gekürzten Brief des Erzbischofs Arrigo Pintonello an die Mitbischöfe in Italien zur Lage der Kirche nach dem II. Vaticanum. Der Text ist eine Übersetzung aus dem römischen Monatsblatt CIVILTA CHRISTIANA Nr .11/1977.

Zunächst werden 14 Punkte aufgezählt, die behandelt werden sollten (falscher Pluralismus, Ökumenismus usw.). Der Erzbischof formuliert dann seine eigenen Wünsche zu diesen Themen:

Man mache Schluß mit der Orgie des theologischen *Pluralismus;* Schluß mit der Moral, die erklärt: alles ist erlaubt; Schluß mit dem kritiklosen Ökumenismus und dem gedankenlosen Irenismus!

Man grenze sich gegen den Marxismuß ab und verurteile seine Vereinbarkeit mit dem Christentum!

Man gründe Priesterseminare auf den Konstitutionen des Tridentinum und den gesunden Weisungen des Zweiten Vaticanum!

Man entlasse die Dozenten und Regenten der Priesterseminare, die Irrtümer und Häresien verbreiten!
Man bilde einen echten und heiligen Priesterstand aus, der zur „apostolischen Lebensform" zurückfindet!

Man unterrichte das Volk nach dem Katechismus des hl. Pius X., allerdings mit den notwendigen Anpassungen an die heutigen religiösen, moralischen und sozialen Erfordernisse!

Man errichte einen Schutzwall gegen die erschreckenden Ausschweifungen der Sittenlosigkeit!

Man rette die Jugend vor dem Zugriff ihrer skrupellosen Zerstörer!

Man antworte auf die Forderungen der sozialen Frage so, daß sie denen des Seelenheiles weder vor- noch nachgestellt werden!

Man schlage für Anwärter auf das Bischofsamt solche vor, die apostolischen Mut und eine reife theologische Ausbildung besitzen!

Kurzum: Man übe mit Festigkeit und ohne Verzug die Schlüsselgewalt aus, wie sie Christus ausübte und wie sie die Bischöfe im Laufe der Geschichte in kollegialer und auch individueller Verantwortung ausübten, aber nie so, daß dazu die sogenannte Basis ihre Zustimmung geben müsse!

Fraglichkeiten?

Sind wir Pessimisten? Ach ja! Wären wir nur solche! Leider wird unsere „Dunkle Vision" dieser Dinge durch das Urteil vieler Hunderte von Priestern, Bischöfen und Laien bekräftigt.

Überschreiten wir die Kompetenzen eines Bischofs? — Wir würden eher zu sagen wagen, daß unser so bescheidener Aufruf eine volle Anerkennung solcher Kompetenzen bedeutet, ja die des bischöflichen Amtes ist.

Ist unsere Stimme nur die eines Rufers in der Wüste? — Wir sind versucht, dies zu befürchten!

Anmerkungen

Wohl noch nie wie heute dürsten die Menschen nach den göttlichen Wahrheiten und nie waren diese so große Mangel-

ware. Nie gab es wie heute in der Kirche so große Anarchie-Bestrebungen und auch niemals so großen Mangel an Führung von seiten der Seelenhirten auf allen Ebenen des Lebens.

Niemals war der Schatz der Glaubenswahrheiten so total bedroht und niemals die Lehrende Kirche so stumm und so geizig in der Erfüllung ihres Auftrags, zu lehren und zu leiten.

Es wäre einfach kindisch, sich in den Pseudoglauben zu flüchten und zu erklären: Gott, der Herr der Geschichte, wird sein Volk nicht verlassen! Das wäre Geschichtsfatalismus.

Auch wäre es grotesk, behaupten zu wollen, die Kirche habe gestern die Barbaren bekehrt, sie wird heute auch die Gottlosen, die Fernstehenden und Indifferenten durch den Dialog u. ä. an sich ziehen. Die Geschichte wiederholt sich nicht! Es wäre verantwortungslos, zu hoffen: Gott wird es schon machen! Es ist aussichtlos, auf Ihn zu vertrauen, wenn man nichts tut, um Seine Hilfe zu provozieren!

Schlußfolgerungen

Irrtümer, Häresien, Chaos und Anarchie sind Züchtigungen Gottes und sind viel verheerender und zerstörender als jene es waren, die durch Attila u. a. über die Völker hereinbrachen; die heutigen sollten den Verantwortlichen in der Kirche den Schlaf rauben. Diese jedoch schweigen in unerklärlicher Weise. Ist es aus theologischer Ignoranz? Aus leidenschaftlichem Sehnen nach einer Karriere?

Mitbrüder im Bischofsamt!

In meinem und auch im Namen sehr vieler Priester und Laien, die Tag für Tag ihre trostlosen Seufzer und ihre verhaltene Angst aussprechen über die grenzenlose Verwirrung, Unordnung und Fehlhaltung, wagen wir Euch zu bitten:

Erweckt in uns wieder die Freude daran, daß wir in der katholischen Kirche getauft sind! Gebt dieser Kirche wieder ihr wahres Gesicht, ihre echten evangelischen Normen, ihre theologischen Erkennungszeichen in voller Konformität der bischöflichen Vollmacht und Verpflichtung, den Säulen, auf denen die Kirche ruht und die die Grundlage der Hoffnung des Gottesvolkes bilden.

Pomezia, 20. April 1977

† Arrigo Pintonello
Erzbischof

Latentes Schisma

Von F.-W. Frhr. Schilling v. Canstatt

Der folgende Beitrag ist keine grundsätzliche Stellungnahme der UVK zum Fall Ecône. Wir veröffentlichen den Artikel als Mahnung an unsere Bischöfe und Rom, dem Wüten der Häretiker in der Kirche endlich wirksam entgegenzutreten. Die Berichte in diesem Heft über die Lage der katholischen Kirche in verschiedenen Ländern sind so niederschmetternd, daß man — rein menschlich, innerweltlich gesehen — meinen könnte, sie stehe vor dem völligen Bankrott. Die kritischen Bemerkungen des Autors über Lefebvre geben den verantwortlichen Oberhirten nicht den Vorwand, seine Ausführungen mit der üblichen Bemerkung abzutun, es handle sich mal wieder um eine „traditionalistische" Stimme.

Die UNA-VOCE-Föderation versucht mit ihren schwachen Mitteln eine Versöhnung zwischen Rom und Ecône zu erreichen (vgl. UVK 4/77, S. 194 bis 199). Im Gegensatz dazu gibt es traditionalistische Publikationen, die den Erzbischof bedrängen, den völligen Bruch mit Rom zu vollziehen. Viele Gläubige meinen, das Kreuz der Spannung nicht länger ertragen zu können und neigen der einen oder anderen Kurzschlußlösung zu. Wir kommen in einem der späteren Hefte auf diese Probleme zurück. Vorerst möchten wir empfehlen, sich über die Anschauungen des Erzbischofs nicht über die Kirchen- und Tagespresse ein Bild zu verschaffen, sondern seine beiden in deutscher Sprache vorliegenden Bücher zu lesen „Ein Bischof spricht" (Kreuzverlag, A-1030 Wien, Beatrixgasse 4) und „Ich klage das Konzil an!" (Editions Saint-Gabriel, CH-1920 Martigny).

Bei allem Bemühen um gerechte Unterscheidung ist es außerordentlich schwer zu verstehen, warum Erzbischof Lefebvre, der wahrscheinlich in nicht wenigen Dingen sehr viel mehr recht hat, als eine bestimmte öffentliche Meinung wahrhaben will, sich zu so weitgehenden und ungeschützten Pauschalverurteilungen, unter anderem über das Konzil, das ökumenische Bemühen und das Problem der Religionsfreiheit, hat hinreißen lassen. Es ist eine Tragik, daß Lefebvre, statt mit dem Konzil gegen die nachkonziliaren Zeitgeister zu kämpfen, nun das Konzil selber attakkiert. Auch berührt die offene Kampfansage eines katholischen Bischofs gegen Rom wie ein Widerspruch in sich selber. Manches hat zu dieser Entwicklung beigetragen, so unter anderem ein verbreiteter Vulgär-Ökumenismus ohne innere Substanz, dessen verbindendes Element weithin ein minimalisierter Glaube ist. Oder die Tatsache, daß das Konzil manchmal etwas ambivalent gesprochen hat, was dann — von den Konzilsvätern sicher nicht beabsichtigt — zum Einfallstor für verwilderte Interpretierungen wurde. Was hier auch im einzelnen zu sagen wäre, rechtfertigt das dieses Verhalten Lefebvres und seine oft sehr schwer verträglichen Vergröberungen?

Und dennoch, man vermißt in all den Stimmen aus der Kirche und aus Rom etwas mehr an Nachdenklichkeit sowie die selbstkritische Frage, wie es eigentlich so weit hat kommen können. Die Erkenntnis katholischer Mitschuld an der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts gehört heute für den Katholiken schon fast zum guten Ton, und von

jedem, der etwas auf seine Mündigkeit hält, hören wir die Weisheit, daß der Kommunismus über uns gekommen sei, weil wir die soziale Frage nicht gebührend gelöst hätten. Wird es hinsichtlich des Falles Lefebvre nun wieder Generationen dauern, bis man Asche auf sein Haupt tut und sich fragt: „War das eigentlich alles nur ein Betriebsunfall oder wollte uns vielleicht der Herrgott damit etwas signalisieren, uns eine Lektion geben, daß es so nicht weitergehen kann? Ja, mußte nicht vielleicht eine so massive Sache kommen, weil ein abgewogener und klug differenzierender Theologe von hohem geistigen Rang und reifer Spiritualität kaum noch etwas Entscheidendes in Bewegung zu setzen vermag? Ein solcher kann wohltuend anzuhören sein, aber als ‚Lokomotive' eignet er sich in einer kirchengeschichtlichen Stunde, wie der unseren, kaum. Und wie schließlich erklären wir, daß es teilweise nicht die schlechtesten, wenn auch vielleicht nicht immer die besonnensten, Gläubigen sind, die an Lefebvre Interesse nehmen, Christen, die in ihrer Seele zutiefst wund sind? Hat man sich — von dem pastoralen Problem einmal ganz abgesehen — hier nicht lange Zeit einiges viel zu leicht gemacht?" Wenn diese Überlegung nur etwas für sich haben sollte, müßte man dann nicht sagen, daß dem Phänomen Lefebvre wahrscheinlich auch etwas Providentielles eignet? Diese Frage mag sehr unpopulär sein. Aber damit muß sie nicht falsch sein.

Wenn wir aus Rom hören, diejenigen Vorgänger des Heiligen Vaters, auf deren Hirtenamt sich Lefebvre zu berufen pflegte, hätten dessen Ungehorsam nicht mit so viel Geduld ertragen, was zweifellos stimmt, dann müßte ein nüchterner Betrachter hinzufügen, daß diese Päpste allerdings auch nicht so viel Geduld mit denjenigen Theologen gehabt hätten, die — schwerwiegender als Lefebvre, der immerhin kein Dogma angetastet hat — zentrale katholische Glaubenswahrheiten unterlaufen und in gekonnter Weise den tradierten Glauben aushöhlen und säkularisieren. Auch mit diesen „Zeit-Geistlichen" wäre eben damals eher und entschlossener ins Gericht gegangen worden, so daß es zu einem Lefebvre, der nun zum Antitoxin geworden ist, wahrscheinlich gar nicht erst gekommen wäre.

Wir haben heute die ungewöhnliche Situation, daß gegen gewisse Säkularprogressisten im Höchstfall Entzug des Lehrauftrags und Laisierung verhängt wird, während für einen Bischof, der sich eines anhaltenden Disziplinverstoßes schuldig macht, aber subjektiv fromm ist, überall nach der Exkommunizierung gerufen wird. Was soll man von diesem Ruf halten, wenn er aus dem Mund derer kommt, die selber mit dem Mittel des gezielten Verstoßes gegen die ausdrückliche Ordnung vollendete Tatsachen in der Kirche geschaffen haben, das aber dann bezeichnen als „vorauseilenden Gehorsam" oder „charismatisches Überrollen", oder die der Enzyklika „Humanae vitae" die Verbindlichkeit bestreiten? Auch, daß Bischöfe nicht immer ganz dem Papst folgen, wissen wir nicht erst seit Lefebvre, sondern spätestens seit der „Königsteiner Erklärung". Das Problem von Disziplin und Gehorsam stellt sich also viel komplexer.

Was hinter all dem sichtbar wird, ist das niederschmetternde Faktum eines Sich-Auseinanderlebens in der Kirche, ausgerechnet in ökumenischer Stunde! Man trennt sich heute nicht mehr institutionell, man ist sogar höflich zueinander, aber das Gefühl warmer Verbundenheit im gleichen Glauben, wie es früher selbstverständlich war, ist gestört, bestimmte Themen sind zwischen Christen, nominell gleicher Konfession, gestorben. Nicht das „kleine Schisma",

das heute in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist, ist das wirklich Gefährliche in der nachkonziliaren Kirche, sondern das latent grassierende große Schisma, das sich schwer abmessen, geschweige denn kontrollieren läßt. Professor Hubert Jedin sagte mal über die Reformationszeit: „Nichts hat die Kirchenspaltung so gefördert, wie die Illusion, die sich über ihr Vorhandensein täuschte!"

Mag sein, daß es um der Ordnung willen geboten sein könnte, Lefebvre zu exkommunizieren. Aber Rom würde dann zugleich auch in Zugzwang kommen gegenüber den linksprogressiven Extremisten, deren Zahl beträchtlich größer sein dürfte. Möglicherweise wird nicht zuletzt deshalb so lange gezögert, denn an diese mag man offensichtlich nicht herangehen. Sehr belastend müßte es werden, wenn bei Lefebvre durchgegriffen würde, während gewisse Hochschullehrer und Theologen weiter Papst und Bischöfe zum Narren halten können, Theologen, die uns verweltlichte Theologie als „Fortschritt" anbieten, die in zahllosen Glaubensbereichen aus dem Ruder laufen, in der Christologie, in der Ecclesiologie, in der Amtsfrage, in der Eucharistielehre, in der Moraltheologie.

Hatte man nicht im Zusammenhang mit dem Verbot des alten Meßritus versichert, es werde nun auch entschiedener vorgegangen gegen liturgischen Wildwuchs und liturgische Eigenmächtigkeiten? Leider ist die Wirklichkeit, gemessen an diesen starken Worten, äußerst enttäuschend. Während die erdrückende Mehrheit derer, die über das Verbot des alten Meßritus wenig glücklich waren, sich der neuen Ordnung in Gehorsam gefügt hat, wird der liturgischen Willkür und Zerstörung derjenigen, die Papst und Bischöfen heiter ins Gesicht lachen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum in vergleichbarem Maße Einhalt geboten.

Sollte sich herausstellen, daß der immer wieder bestätigte Eindruck von zweierlei Maß aus Furcht vor den in der Kirche derzeit stärkeren Bataillonen, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen, nicht von der Hand zu weisen ist, dann kann das auf die Dauer nur zu einer schweren Vertrauenskrise in der Kirche führen, bei der die Tatsache, daß nicht gleich alle ins Schisma gehen werden, ein armseliger Trost wäre.

Die Kundgebung der Spes unica in Wiesbaden

Über die Kundgebung der actio spes unica in Wiesbaden am 16. Oktober 1977 liegt uns aus der Feder von Prof. Dr. Walter Hoeres ein längerer Bericht vor, der mit einer ironisch-kritischen Betrachtung einiger über diese Veranstaltung erschienenen Artikel in der Tages- und Kirchenpresse schließt. Wir haben diesen letzten Teil ausgespart, so interessant er in Einzelheiten ist: Wie man die Veranstaltung teils totschwieg oder die Zahl der Anwesenden bewußt niedrig ansetzte (nach Auskunft der Hallenvermieter waren gut 3500 Plätze besetzt), davon sprach, es seien „überwiegend ältere Menschen" anwesend gewesen, obwohl überaus viel Jugend vertreten war, wie man versuchte, Pfarrer Milch lächerlich zu machen mit der Bemerkung, er sei „sehr schnell mit dem

Hinweis auf Satans Machenschaften zur Hand" gewesen, während er nach der Tradition der Ignatianischen Exerzitien von den beiden Fahnen Christi und Satans — jeder wirbt seine Anhänger, jeder macht sein Angebot — eine großartige Geschichtsbetrachtung und Zeitanalyse entwarf, um die Zuhörer zur Unterscheidung der Geister anzuleiten, sie zu entschlossenem persönlichem Einsatz zu bewegen und vor allem zu Gebet und Buße aufzurufen.

Wir geben am Schluß Pfarrer Milch selbst das Wort, indem wir seine Ausführungen über die Liturgie bringen, da diese vor allem der Thematik der UVK entsprechen. Die ganze Ansprache liegt inzwischen gedruckt vor und kann sicherlich über das kath. Pfarramt 6234 Hattersheim, Erbsengasse 3, bezogen werden.

Prof. Dr. Walter Hoeres:

Jahrelang hat sich der Widerstand gegen die progressive und linke Unterwanderung in der katholischen Kirche nur in kraftlosen Protesten geäußert: kraftlos, weil sie von den zuständigen Bischöfen in aller Regel mit ebenso höflichen wie nichtssagenden Floskeln beantwortet wurden, wofür die anschwellenden Briefmappen des Chronisten ein eindrucksvolles, aber nicht erhellendes Zeugnis bieten! . . .

Vielleicht ist diese Unfähigkeit, sich zur „acies bene ordinata", zur „wohlgeordneten Schlachtreihe" zusammenzuschließen, die Folge des hierarchischen Prinzips in der katholischen Kirche, in der alle wesentlichen Initiativen der Sanktion durch die Bischöfe als Nachfolger der Apostel bedurften: ein Prinzip, das durchaus funktionierte, solange die Hierarchie noch intakt war und aus Seelenhirten bestand, die ihr Wächteramt mit Mut und Zivilcourage versahen.

Für diese Version spricht vor allem, daß in der evangelischen Kirche schon lange schlagkräftige Bekenntnis- und Notgemeinschaften existieren, die sich nicht ohne Einfluß gegen die Verfälschung des Christentums in eine bloße innerweltliche Heilslehre zur Wehr setzen!

Nun aber hat ein einzelner katholischer Pfarrer, Hans Milch aus Hattersheim am Main, ein Zeichen gesetzt und den Beweis für die alte konservative These erbracht, daß es nur Männer sind, die Geschichte machen. Die Rede vom Mannesmut ist hier keine panegyrische Übertreibung, denn es gehört schon viel dazu, inmitten einer Welt von Gegnern, die angesichts des Bruderzwistes, der heute die Kirche zerreißt, weit eher schon als Feinde zu bezeichnen sind, eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten ins Leben zu rufen, die zum Kern einer großen Erneuerungsbewegung der Kirche werden kann.

Monat für Monat pilgern sie aus allen deutschen Gauen nach dem kleinen Industriestädtchen vor den Toren Frankfurts, um hier zu beten und für die Selbstzerstörung der Kirche zu sühnen. Sie kommen nicht wie verrannte Sektierer, die ihren Wundertäter suchen, sondern aus dem ganz einfachen Grunde, weil *dieser* Pfarrer noch den ganzen unverfälschten Glauben predigt, wie er vor dem Konzil selbstverständlich von allen Kanzeln verkündet wurde: weil er den Mut hat, inmitten einer Kirche, die sich ständig bei ihren Zeitgenossen für ihre geoffenbarten Wahrheiten entschuldigt, von „ewigen Wahrheiten" zu sprechen! Und das in einer Diözese, die selbst von durchaus konziliaren Prälaten wegen ihres Linksdralls nicht zufällig als „Klein-Holland" apostrophiert worden ist.

Es mag sein, daß Milch dabei jenes echte geistliche Pathos des gewaltigen Kanzelredners zustatten kommt, das

ohne falsche Prätention dennoch aus der Kraft der Psalmen und einer zweitausendjährigen Überlieferung lebt: jenes Pathos, das gesalbt von dem Öle eines unbändigen Glaubens so gänzlich verschieden ist von jenem falschen, pfäffisch salbungsvollen Zuspruch, der — wenn überhaupt — dann nur noch halb an die Kraft des eigenen Trostes glaubt. Auch bei Milch ist dieses Pathos eine seltsame Mischung von theologischer Tiefe und jenem untrüglichen Mutterwitz, der wie Luther dem Volke aufs Maul zu schauen und es wie Abraham a Sancta Clara mit Gleichnissen zu treffen weiß, die, aus dem täglichen Leben gegriffen, dennoch nichts anderes sind als unbarmherzige Abrechnung mit dem Geiste dieser Zeit . . .

Es ist hier nicht der Ort, die tiefe Ergriffenheit der Anwesenden zu beschreiben, als in der kahlen Kongreßhalle die alten feierlich-sakralen Weisen und Choräle, die Fürbitten und Anrufungen der Heiligen erklangen, die seit fünfzehn Jahren fast völlig verstummt sind und großenteils schon jener quicken Redseligkeit Platz gemacht haben, die den Leuten am Sonntag einen schönen guten Morgen wünscht und sie zum Abschluß der Messe mit dem weiteren frommen Wunsch, doch nur ja einen netten Sonntag zu genießen, in Scharen aus der Kirche treibt, von der doch geschrieben steht: „mein Haus ist ein Bethaus: Ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht!"

Wer an diesem Herbstsonntag in Wiesbaden zugegen war und die einzigartige, weihevolle Stimmung erfahren durfte, mit der die Liturgie zelebriert wurde, kann bezeugen: es war keine Nostalgie, die die Anwesenden so machtvoll bewegte, sondern eher schon der Schmerz über ein unendlich kostbares und in hohen Ehren gehaltenes Gut, das, schon verloren geglaubt, für einen Augenblick wiederaufleuchtete und damit den Stachel des Schmerzes über seinen Verlust doppelt empfinden ließ. . . .

Aus der Ansprache von Pfarrer Hans Milch:

(Ein) falscher Liturgiebegriff wurde suggeriert im Sinne der *WIR*-Ideologie und des Kollektivismus. Unter Kollektivismus verstehen wir jene falsche „Gemeinschafts"-Haltung und -Gestaltung, welche die Einzelnen unter einem willkürlichen, von unten kommenden Vorzeichen sammelt und damit um ihre Würde und Einmaligkeit betrügt. Ein willkürliches, von unten kommendes Vorzeichen ist es zum Beispiel, wenn man einer Anzahl von Menschen das anziehende Vorbild zwischenmenschlicher Liebe vorschreibt oder verheißt, als könne man durch Vorschrift und Programm von außen setzen, was aus der Freiheit des Einzelnen geboren werden muß. Wenn am Anfang das „Wir" steht, in das der Einzelne sich einzufügen habe, um des Christusgeistes teilhaftig zu sein, so ist das die antichristliche Umkehrung der gottgesetzten Ordnung. In ihr nämlich steht am Anfang ER, Sein Angebot und Seine Tat. Sie weckt des Einzelnen Entscheidung und Hingabe. Aus ihr ergibt sich die Gemeinschaft. In die Gemeinschaft wachse ich nicht, *um* des Gottmenschen in ihr teilhaftig zu werden, sondern *weil* ich Seiner inne bin: Einander erkennen in dem, was der Einzelne ersah — das ist jeder wahren Christusgemeinschaft Ursprung und Leben. Gemeinschaft erwächst aus dem Einzelnen und Seiner Hingabe an Gott — „Gott und die Seele, sonst nichts", sagt der heilige Augustinus —, nicht umgekehrt. Wo gelehrt wird, das Ich erstehe aus dem Wir, da waltet die Lüge; und die Lüge gebiert tödlichen Massenwahn der

Erdenhoffnung, der Ein-Welt, Abbau der Unterschiede, Abbau der Tradition, Geschichtsfeindlichkeit. Von den Jahrtausenden der Vergangenheit will man nichts mehr wissen, um ja keine überzeitlichen Gesetzmäßigkeiten anerkennen zu müssen. „Aber", so wird man einwenden, „es geht uns doch gerade um die Geschichte. Was je richtig war, kann niemals falsch sein, lautet eines unserer geschichtsbejahenden Gesetze. Wir reinigen unsere Kirche und ihre Lehre von allem unnützen Beiwerk, das sich angelagert hat im Laufe der Jahrhunderte, und kehren zurück zu den Maßen und Erkenntnissen des Ursprungs!" Das hört sich verführerisch an für unreife und geistentwöhnte Ohren. Jedoch — was ist das für ein Geschichtsbegriff, den man da verkündet? Mit dem, was die Selbstentfaltung der Kirche durch die Jahrhunderte hin angeht, hat er jedenfalls nichts zu tun. Gewiß gab es Wucherungen — zum Beispiel in der Volksfrömmigkeit als Folge mangelnder Unterweisung bzw. glaubensfremder Sensationslust. Was aber die dominierenden Schriftzüge kirchlicher Entwicklung anbetrifft, die erregenden Stationen voranschreitenden Eucharistieverständnisses, das Mehr und Mehr an Dogmen, an Inhalten der Offenbarung, die sich dem Wachbewußtsein der Gläubigen erschließen, die großen Ordnungsideen vom Reich, vom Sinn der Geschichte und der Völker, die höchste Verbindlichkeit der über Zeiten und Räume hin ragenden und klingenden Werke der Kunst, die gewaltigen Linien der Spiritualität, der Erfahrungen der Mystik, die Vertrautheit mit den Engeln, der Riesenkampf heiliger Pioniere gegen die Dämonen — alles eben, was die gerade Schrift Gottes über den krummen Linien menschlicher Unzulänglichkeit ausmacht, das *bleibt* als Gabe und Auftrag, Erbe und Vermächtnis, und wir haben kein Recht, auch nur *eine* Station der gewaltigen Entwicklung zu übergehen. Wenn ich das Wachstum einer Pflanze zurückverfolge, dann werde ich staunend begreifen, wie in allen früheren Phasen ihres Werdens das Künftige sich angemeldet hat. Der erleuchtete Geschichtssinn betrachtet das Keimhafte im Licht des Gewordenen, das noch Unreife im Licht des Gereiften, das Weniger im Lichte des Mehr. *Wahrer* Fortschritt bewahrt gewordene Fülle, um sie zu vermehren von Bestätigung zu Bestätigung. Wahrer Fortschritt verkürzt nicht überkommenes Erbe. Wer unter Leugnung entfalteter Werte und Wahrheiten früher Gewesenes an Gebaren, Haltung und Denkungsart beschwört, verfehlt die Vergangenheit. Denn er läßt aus, was an vorbewußtem Wissen die Tiefen der Seele belebte und entflammte. Dies soll Fortschritt sein, was heute sich als Fortschritt vorstellt? Daß es Gott erbarm'! Geschichtsfeindlichkeit zerstört wahren Fortschritt; und heute wird „Geschichte" herangezogen, um die gottgewollte, wesensgemäße Betrachtung der Vergangenheit, die echte Geschichte mit ihren Signalen im Bewußtsein auszulöschen.

Man wird mir entgegenhalten: „Siehst Du denn nicht, daß aus den Grundsätzen heraus, die Du eben dargelegt hast, wir zur Weiterentfaltung der heiligen Eucharistiefeier, des Meßopfers, geschritten sind? Was hältst Du Dich fest an Vergangenheiten, ohne das Künftige zu bedenken, das keimhaft in ihnen enthalten war?" Wirklich?! Ich zweifle, daß die Urheber solcher Argumente selbst an sie glauben. Nein! Da ist nichts weiterentwickelt worden. Da ist verkürzt, zurückgeschraubt, entstellt, verleugnet worden, und es paßt in das Bild, das die Kirche heute bietet, da sie geistig reduziert, demoralisiert, erniedrigt, um Beliebtheit bettelnd und verächtlich sich darstellt.

Pfarrer Milch fügt dann einige Gedanken über die lateinische Liturgiesprache an, wie sie in dieser Zeitschrift schon öfter ausgiebig dargelegt wurden.

Wenn der Wortgottesdienst zu Ende ist — auch er hat sein Recht, auf die schweigende Art aufgenommen zu werden —, beginnt am Opferaltar, zum Vater gewandt, das „erhabene Schweigen der Tat". Willst du im Ernst behaupten, die Menschen heute, die Jugend voran, habe einen wacheren Begriff vom heiligen Geheimnis der Eucharistie? Du weißt, daß das Gegenteil stimmt. Viel wacher, viel inniger erlebten die wohlunterrichteten Menschen früherer Generationen das Geheimnis aller Geheimnisse! Aber, wie gesagt, die Frage der liturgischen Sprache ist nicht einmal der primäre Gesichtspunkt. Wie ist es denn damit, daß deutlich gemacht wird die Vorgegebenheit und Unabhängigkeit der gottmenschlichen Erlösungstat: Tod, Auferstehung, Himmelfahrt? Gewiß, die Gegenwart der Glaubenden, der Eingeweihten, gehört sinnvollerweise zum vollständigen Vollzug der Messe, die der Anwesenden nicht bedarf, um durch ihre Freiheit und Souveränität ganz und mit unendlicher Zuverlässigkeit *für* Menschen geschehen zu können. Arme und Beine gehören zum vollständigen Menschen; sie sind integrale Bestandteile seines Seins, aber keine Wesensbestandteile. Auch ohne Arme und Beine ist der Mensch ganz Mensch. So gehören die anwesenden Getauften und Gefirmten nicht wesentlich zum Vollzug der Messe. Wenn der Priester ganz alleine opfert in der Person des Christus, geschieht *alles*. Und dies in sich selbst bestehende Ereignis könnte vermehrt, entfaltet, bereichert werden durch *mehr* Gebärden himmlischen Webens und Lebens, *mehr* feierliches Schreiten, Bewegungen, Kreuzzeichen, Beugen der Knie, tiefere, schönere Worte. Eine bewegte Ikone ist das heilige Opfer der Messe. Zum Gestalten der Ikone werden nur Mönche zugelassen, die einen gewissen Grad der aszetischen Vollkommenheit und der mystischen Erkenntnis erreicht haben. Nur solche weit Vorangeschrittenen dürften sich an das Verfassen liturgischer Texte wagen, wie es in früheren Zeiten geschah. Denn es gilt, ein göttliches Sein darzustellen. Und das sollte in Teamarbeit erstellt werden, durch zungenfertige Kapläne, weil sie einen guten Schriftstil haben? Was wagt ihr euch ans Heiligtum? Das heilige Meßopfer kann nicht durch demokratische Manipulationen gemacht werden! Die heilige Messe *ist!* Und an dieses Sein darf nur tasten, wer nicht nur „von der Kirche beauftragt" ist im rechtlichen Sinne, sondern wer vom innersten Wesen der Kirche im Geiste legitimiert ist. Das sind die Grundgesetze liturgischen Gebarens. Und wie sieht es aus? Alles ist darauf angelegt, so zu tun, als sei die Anwesenheit der Gläubigen ein Wesenselement der Messe. Ja, es wird so getan, als sei der Priester von der Gemeinde, die am Anfang stehe mit primärem Recht, zum „Vorsitz der Eucharistiefeier" delegiert im demokratischen Sinne. Ich brauche nach allem, was ich vorhin ausgeführt habe, nicht zu betonen, wie hier der Antichrist waltet, die Umkehrung, die Gegenposition zum göttlichen Angebot, die Auflehnung und Anmaßung, das Denken von unten! Man spricht in der Landessprache, die Zeichen himmlischer Erhabenheit sind gewaltig reduziert. Sie seien „Wucherungen" gewesen, sagt man. Aber es waren keine Wucherungen nachweislich, sondern Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Entrückten, und die Gebärden der Ehrfurcht spiegeln die entrückte, sakrale Herrlichkeit wieder, der sie dienen. Man sagt, sie seien nicht mehr zeitgemäß. Fragt sie, die diesen infamen Unsinn reden, *warum* sie nicht mehr „zeitgemäß" wären! Fragt, fragt unab-

lässig und bohrt: sie werden sich demaskieren müssen! Fragt, was das soll bei den Gebeten zur Opferbereitung (Gabenbereitung sagt man heutzutage): „Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit"! Haben wir Ihm etwas zu bieten aus eigenem Vollzug à la Prometheus bei Goethe: „Mußt mir meine Erde doch lassen stehn und meinen Herd, um dessen Glut du mich beneidest!"? Oder halten wir Ihm unser Nichts hin: „... für unsere unzähligen Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten ..."? Was gilt nun? Und wie ist es mit dem sakralen Raum, dem „Zelt, das Er unter uns aufgeschlagen hat?" Die Zerstörer sagen: „Gott ist Mensch geworden, um ganz einzugehen in unseren gewöhnlichen Alltag, um unseren Blick von Gott abzuwenden, daß wir uns in Seiner Kraft der Erde zuwenden, wo all unsere Hoffnung liegt." Wir antworten: Gott ist Mensch geworden, um heiligen Austausch einzugehen. Er nimmt an unsere Armseligkeit, Not, Tod, ungerechtes Schicksal und „wird uns in allem gleich, ausgenommen die Sünde"; dafür gibt Er uns Seinen Sieg, Seine Herrlichkeit, Erhabenheit und die Gegenwart des Himmlischen. So weilt er in doppelter Gestalt auf Erden: einmal in der Gestalt, die Er annimmt, so daß wir Ihn in jedem armen Bruder sehen, in uns selbst, in jedem, der uns begegnet, in jedem Kreuz, das sich unabwendbar auf uns legt — das andere Mal in der Gestalt, die Er uns gibt, in Seiner himmlischen Erhabenheit und Majestät, Entrücktheit, im Vorgeschmack Seiner Herrlichkeit und in der Vorwegnahme des himmlischen Äons. Darum gewährt Er uns mitten im Raum entrückte Stätten des Überräumlichen, mitten in der Zeit entrückte Ereignisse des Überzeitlichen. Über all dies gibt es keine Diskussion, sondern nur Empfangen, Staunen, Aufschau, Erweckenlassen göttlicher Geistorgane, abseits von der Menge, jenseits der Masse und der Mehrheit, tief fremd und unberührt gegenüber allem demokratischen Gebaren, das sich in das Heiligtum einschleichen will als „Greuel an heiliger Stätte"! Wir sehen also und haben es heute wieder erleben dürfen: im westlichen Patriarchat gibt es keine höhere Stufe liturgischer Entfaltung als die, welche in jener Meßordnung gegeben ist, die bis 1967 allgemein verpflichtend war und nach des Gottmenschen Willen heute und morgen uns bindet. Wer da von konservativer Veranlagung oder gar — wie lächerlich! — Nostalgie redet, ist von verblendeter Armseligkeit!

Abt Jean Roy †

Der Abt des französischen Benediktinerklosters Fontgombault, Dom Jean Roy, ist am 23. September 1977 überraschend in Rom verstorben.

Wir haben in der UVK wiederholt über dieses Kloster berichtet, in dem die benediktinische Regel in aller Strenge beobachtet wurde und die lateinische Liturgie und der gregorianische Choral in seltener Treue gepflegt wurden. Auch wurde hier bis vor kurzem ausschließlich die alte Messe gefeiert und war für viele Gläubige mit der Anlaß, das Kloster aufzusuchen. 1974 meinte der Abt in einem Gespräch, sie würden die alte Liturgie nie aufgeben, und sie seien in diesem Punkte im Konvent einer Meinung. Als Grund nannte er: „Die alte Messe ist besser und ich sehe nicht ein, daß ich das Gute für etwas Schlechteres preisgeben soll." Dieses lapidare Urteil aus dem Munde eines Mannes von so eindrucksvoller Spiritualität ist von großem Gewicht. Später wurden die Mönche von Fontgombault durch Druck von außen gezwungen, Kompromisse zu schließen. Es war für sie ein wahres Martyrium, hier gegen ihre Überzeugung Konzessionen machen zu müssen, zumal sie deshalb auch noch in geradezu ungeheuerlicher Weise verunglimpft wurden. Die an Härte grenzende Strenge des Klosterlebens und die Pflege des meditativen Mönchslebens werden ungeschmälert weitergeführt, und Fontgombault hatte und hat gerade deswegen eine so große Fülle von Berufungen aufzuweisen, während die meisten anderen Orden und Klöster an Auszehrung leiden, daß es zu Neugründungen kam (Notre-Dame de Randol bei Clermont-Ferrand und Gricilamo bei Florenz), die sich ebenfalls keine Sorgen um qualifizierten Novizennachwuchs machen müssen.

Wer die Dokumentensammlung über die Klostergründung von Randol liest, ist bewegt von dem tiefen Vorsehungsglauben und der kindlichen Marienverehrung des Abtes. Bei der Wanderung zu einem Ort, der ursprünglich für den Bau des Klosters vorgesehen war, sich dann aber doch nicht als geeignet erwies, meinte der Abt an einem anderen Punkt der Landschaft: „Das ist eine Stelle, die der hl. Benedikt für eine Klostergründung vorgesehen hätte." Er legte eine geweihte „wunderbare" Medaille der hl. Jungfrau der rue du Bac dort nieder, und genau an dieser Stelle wurde später auch das Kloster errichtet.

Dom Jean Roy wurde nur 56 Jahre alt. Der Tod ereilte ihn plötzlich beim Äbtekongreß in Rom. Die Exequien fanden am 29. September in der Abtei-Kirche Notre-Dame de Fontgombault in Gegenwart von mehr als 2000 Personen statt. In seinem letzten Brief, den Dom Roy geschrieben hat, ging es ihm nochmals um zwei Hauptmotive seines Lebens: Das Vertrauen zur Gottesmutter und die ehrfurchtsvolle Verehrung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. A. T.

Hinweise

1. Trotz der erheblich gestiegenen Kosten bleiben wir für das Jahr 1978 bei dem Bezugspreis (einschl. Porto und Versand) von jährlich 15,— DM. Ein großer Teil unserer Bezieher zahlt freiwillig mehr, so daß wir den Jahresbetrag nicht erhöhen müssen. So ermöglichen wir auch Studierenden, Rentnern und weniger Bemittelten weiterhin den Bezug der UVK.

2. Pfarrer Wilhelm Schamoni, der bekannte Herausgeber von „Theologisches" bittet uns, auf folgendes Angebot aufmerksam zu machen:

Dank der Großherzigkeit einer internationalen Stiftung, die ungenannt bleiben möchte und von keiner kirchlichen Seite finanziell unterstützt wird, kann allen deutschsprachigen katholischen Geistlichen, Theologiestudenten und Theologiestudentinnen, jedem, der Religionsunterricht zu geben hat, kostenlos ein Exemplar des Buches von Wilhelm Schamoni, Wunder sind Tatsachen, (Vorwort von Kardinal Jaeger, XXII und 374 Seiten, 16 ganzseitige Porträts) zugesandt werden. Jeder aus diesem Empfängerkreis kann das Buch für sich bestellen, indem er, ohne jedes weitere Wort, nur seine Anschrift gut lesbar auf die Rückseite einer gewöhnlichen Postkarte schreibt und diese an Frau Maria Lichtenhagen, Biggerstr. 21, D-5787 Olsberg 1, schickt. Die Postkarte wird als Adresse **auf die Sendung geklebt.** Man möge Konfratres, Kommilitonen und Kollegen in der Lehrerschaft aufmerksam machen auf diese Möglichkeit, das Buch zu bestellen.

Bischof Graber schreibt zu diesem Buch in einem Gutachten: „Wer an die Wunder Christi glaubt, wird in dem Buch eine Stärkung seines Glaubens finden und manche Anregung für persönliches Leben. Es ist kein Zweifel: In der Welt scheinbarer Abwesenheit Gottes wird einem durch dieses Buch der Himmel näher gebracht."

3. Im letzten Heft (Sept./Okt. 1977) bedarf ein Druckfehler der Korrektur: In dem Artikel *„Für viele" oder „für alle"?*, S. 296, muß es in der linken Spalte von der 8. Zeile an heißen: rechtfertigen wird. Er ward „unter die Übeltäter gezählt, während er doch die Schuld ‚der Vielen' trug und für die Sünder eintrat". Jesus . . .

Anschriften einiger Autoren:

Prälat Prof. Dr. Gerhard Fittkau, Tiergarten 21, 4300 Essen-Werden;

Msgr. DDr. Klaus Gamber, St. Petersweg 11, 8400 Regensburg;

P. Dr. Athanasius Kröger OSB, Benediktinerabtei Gerleve, 4425 Billerbeck;

Pfarrer Dr. Theodor Kurrus, 7801 Tunsel über Freiburg/Br.;

Geistlicher Rat Pfarrer Dr. Theodor Kurrus, St.-Michael-Str. 13, 7812 Bad Krozingen 5-Tunsel;

Friedrich-Wilhelm Freiherr Schilling von Canstatt, Heidehang 11, 4300 Essen;

Dr. Andreas Schönberger, Reneauldstraße 58, 6630 Saarlouis.